

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Fernsprecher Nr. 926.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Fernsprecher Nr. 926.]

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße Nr. 50/52, und die Post zu beziehen. — Preis vierteljährlich **Mk. 2.00**, monatlich **70 Pfg.** — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Die Anzeigengebühren betragen für die viergespaltene Beizeile oder deren Raum **20 Pfg.** für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungs-Anzeigen nur **10 Pfg.**, auswärtige Anzeigen **30 Pfg.** — Inserate für die nächste Nummer müssen bis **9 Uhr vormittags**, spätere tags vorher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 167.

Sonntag, den 21. Juli 1906.

13. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Schwarze auf dem deutschen Arbeitsmarkt.

Der Import von Negern zur Verwendung in der deutschen Landwirtschaft, über den jetzt aus Hannover berichtet wird, ist ein wichtiges Ereignis für den deutschen Arbeitsmarkt. Schon wiederholt ist auf die Gefahren eines starken Zugzugs ausländischer Arbeitskräfte hingewiesen worden: durch die geringeren Lebensansprüche, die dieser Zugzug mitbringt, bedürfen sie das inländische Lohnniveau entweder herab oder bereiten jedenfalls einer Erhöhung ernstliche Schwierigkeiten. Im laufenden Jahre ist der Zugzug wieder besonders stark. Vom Lande strömen die Leute nach den gewerblichen Zentren, dafür suchen sich die Landwirte Gehilfen in Ausländern. Neben Zugzügen aus Rußland und Osterreich-Ungarn hat man es vor Jahren auch mit Italienern in der Landwirtschaft versucht, aber die Versuche hatten offenbar keine befriedigenden Ergebnisse, so daß ein stärkerer Zugzug von Italienern auf den Arbeitsmarkt der deutschen Landwirtschaft nicht stattfand. Dagegen sind sie auf dem gewerblichen Arbeitsmarkt, namentlich bei Erdarbeitern und im Baugewerbe zahlreich anzutreffen. In dem Bestreben, billige Arbeitskräfte für die Landwirtschaft zu werden, ist man nun glücklich auf die Idee gekommen, Negern zu importieren. Agenten in Bremen und Hamburg haben an verschiedene Landwirte in Hessen und Hannover als landwirtschaftliche Arbeiter Negern und Negersinnen vermittelt, und, was noch bemerkenswerter ist, die Landwirte haben dieses Personal in Dienst genommen. Auch hier handelt es sich zunächst einmal um Versuche. Ob sich Schwarze für unseren landwirtschaftlichen Betrieb eignen, ist sehr fraglich. So wie der Negern zurzeit beschaffen ist, hat er eine ziemlich starke Abneigung gegen die stetige und regelmäßige Arbeit. Nur durch scharfe Zwangsmittel ist er für Arbeit im europäischen Sinne annehmbar. Auf der anderen Seite zeigt er freilich eine rührende Anspruchslosigkeit, so daß der für ihn zu zahlende Lohn um mehr als das Doppelte niedriger sein kann als die Lohnsätze für deutsche Arbeitskräfte. Darin liegt nun gerade das Gefährliche für den deutschen Arbeitsmarkt. Die Bezahlung der Arbeit in der deutschen Landwirtschaft ist an sich schon so niedrig, daß jedes weitere Druck auf das Lohnniveau ängstlich vermieden werden sollte. Nach nicht einmal mit 500 Mark im Jahre macht sich die Arbeitskraft in unserer Landwirtschaft bezahlt.

Angesichts des Weltmarktpreises für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse gibt es für die deutschen Landwirte in der Hauptsache nur zwei Wege, sich zu halten und voran zu kommen: entweder sie ersatzlos durch technische und organisatorische Fortschritte bei steigenden Arbeitslöhnen eine Ermäßigung der Produktionskosten, oder sie suchen noch mehr als jetzt durch Einstellung gewöhnlich bezahlter Arbeitskräfte am Lohnniveau zu sparen. Gegen die letztere Methode haben nicht nur die Arbeiter in der Landwirtschaft, sondern alle Arbeiter Deutschlands sich energisch zu wehren. Und hier heißt es, auch den ersten Versuchen entgegenzutreten. Denn schon in dem Versuch besteht die Gefahr, daß die Arbeiter in der Landwirtschaft noch ungünstiger stellen zu wollen, als sie ohnehin schon sind. Würde der Versuch gütlich ausfallen, so würde die Negereinstellung bald weitere Ausbreitung finden. Denn die Landwirte würden durch das Vorgehen einzelner gewissermaßen gedrängt, sich der billigeren Arbeitskraft zuzuwenden. Die heimischen Arbeiter wären aber gegen eine solche Konkurrenz völlig machtlos. Sie würden noch mehr als bisher in die Städte strömen und dort nicht nur das Angebot vermehren, sondern auch auf das Lohnniveau beträchtlich drücken. In den Zeiten der Hochkonjunktur ließe sich dieser Zugzug noch ertragen. Wie aber würde das Bild werden, wenn die Konjunkturkurve sich einmal wieder nach unten wendet? Selbst wenn aber die jetzigen Versuche mit schwarzen Arbeitern, was anzunehmen ist, misslingen, so ist die Gefahr keineswegs ganz beseitigt. Denn kann man keine Negern assimilieren, so versucht man es mit andern Arbeitskräften, die bedürfnislos sind. Rußland ist jzt, wie schon kürzlich ausgeführt wurde, daran, in seinen Kolonien, zunächst einmal beim Bahnbau in Ostasien, Rußland zu verwerfen. Es ist ganz und gar nicht ausgeschlossen, daß man auch mit Rußland in der deutschen Landwirtschaft zunächst Versuche anstellt. Aller Voraussicht nach dürften diese aber besser ausfallen, als die jetzigen Versuche mit Negern. Die deutsche Wirtschaftspolitik sucht durch ihre Hilfe die in Deutschland erzeugte Ware zu schützen, indem sie die Differenz zwischen den niedrigeren Produktionskosten des Auslandes und den höheren Produktionskosten in Deutschland durch den Zollbetrag auszugleichen werden soll. Diese Politik, die von den Arbeitern bekämpft wird und auch unter den heutigen Umständen bekämpft werden muß, würde jeden Sinn verlieren, wenn die Landwirte die Differenz der Produktionskosten zwischen Inland und Ausland durch Einstellung niedrigst entlohnter Ausländer ausgleichen würden. Schon allein aus diesem Grunde muß selbst auch in agrarischen Kreisen die Einfuhr von Negern als Arbeitskräfte mißbilligt und verurteilt werden.

Der Zugzug von Ausländern, die als Lohnarbeiter auf dem Arbeitsmarkt empfinden werden, ist bisher schon so stark, daß jede Erhöhung des Lohnniveaus in der Landwirtschaft erschwert war. Immerhin muß zugegeben werden, daß Rußen, Polen, Ungarn usw., ja selbst Italiener in ihren Lebensansprüchen von denen der heimischen Arbeiter nicht entfernt so stark abweichen, wie Negern von Deutschen. Jedensfalls steigern sie sehr bald, nachdem sie erst einige Zeit in Deutschland gearbeitet haben, ihre Lohnforderungen, so daß eine Anpassung an die Lebensverhältnisse des deutschen Arbeiters in absehbarer Zeit schließlich zu erwarten ist. Bei Negern liegen die Verhältnisse dagegen wesentlich anders. Sie würden nach Generationen erst die soziale Stufe erreichen, auf der heute unsere deutschen Arbeiter auf dem Lande stehen. Sie in den Dienst der deutschen Produktion stellen, hieße nichts anderes, als jeden wirtschaftlichen Fortschritt der Arbeiter in der Landwirtschaft auf lange Zeit hinaus unmöglich zu machen und auch das soziale Niveau der gewerblichen Arbeiterschaft gefährden. Gewiß, bis jetzt handelt es sich um wenig aussichtsreiche Versuche, die vielleicht die Eröffnung zu trüber Perspektiven nicht rechtfertigen. Aber es ist eher ratsam, gleich von vornherein die Gefahr in ihrer Tragweite zu erkennen, als sich in Ruhe zu wiegen und das Bestreben derer zu unterstützen, die darauf fassen, wie noch weit mehr als bisher an den Löhnen in der deutschen Landwirtschaft gekloppt werden könne.

Wahlstatistik.

Sagen-Schwelm. Bei der gestrigen Reichstagswahl erhielten nach den bis jetzt vorliegenden Resultaten Genosse König 16 023 (1903: 13 870), Cuno (Frl. Volksp.) 11 403 (1903: 10 572), Becker (Zentrum) 5069 (1903: 4526), Moldenhauer (Natf.) 4500 (1903: 5786) und Rumm (Christl. Soz.) 2157 (1903: 1855) Stimmen. Es muß mithin Stichwahl zwischen unserem Genossen König und dem Freisinnigen Cuno stattfinden. Wie voraussichtlich war, kommt es auf die Faltung des Zentrums an, ob der Kreis unser wird oder nicht. Besteht das Zentrum dem Freisinnigen Haresfolge, dann kann es uns auch recht sein; wie dadurch doch wieder einmal bestätigt, daß wir einer geschlossenen Masse gegenüberstehen. Im Uebrigen können wir mit dem Wahlausfall sehr zufrieden sein; trotz aller Machinationen unserer Gegner hat sich die Zahl unserer Anhänger um rund 2500 vermehrt — ein Beweis, daß wir massigieren!

Wie man androttete. Die „Kreuzzeitung“ gibt an der Hand des Generalstabes über den Krieg in Südwestafrika eine eingehende Schilderung der Kämpfe am Waterberg und der sich daran anschließenden Verfolgungen, die das leitende konservative Organ selbst unter dem Titel „Der Untergang des Hererosvolkes“ zusammenfaßt:

Nach der Darstellung des Generalstabs betrug die Zahl der am Waterberg konzentrierten Hereros 50 000 bis 60 000 Köpfe, darunter 6000 mit modernen Gewehren besaß. Diese Massen wurden, trotzdem ihnen nur 1500 Mann mit 30 Geschützen und 12 Maschinengewehren gegenüberstanden, gewonnen und zur Flucht in die wasserlose Sandwüste der Omahela abgedrängt. Die deutschen Verluste betragen 26 Tote und 60 Verwundete. Ueber die Verluste der Hereros berichtet die „Kreuzzeitung“:

„Die Widerstandskraft der Hereros war völlig gebrochen, wie die am 13. beginnende Verfolgung zeigte. Die Szenen, die sich hierbei den verfolgenden Truppen boten, spotteten jeder Beschreibung. Das Strafgericht, das über die Hereros verhängt war, hatte seinen Anfang genommen und sollte in den Sandwüsten der Omahela, wohin sich ihre Flucht wandte, sein Ende finden. Eine monatelange eiserne Absperrung vollendete es. Die Berichte der deutschen Patrouillenföhren geben erschütternde Bilder davon. So berichtet Oberleutnant Graf Schweinitz von seinem Ritt:

„Von Dabowa ab bezeichnete eine im Omuramba ausgetretene Fußspur, neben welcher Menschenhädel und Gebeine und Tausende gefallenen Viehes, besonders Großviehes, lagen, den Weg, den anscheinend die nach Nordosten entwichenen Hereros genommen haben. Besonders in den dichten Gebüsch am Wege, wo die verdurftenden Tiere wohl Schutz vor den verjagenden Strahlen der Sonne gesucht hatten, lagen die Kadaver zu Hunderten dicht neben- und übereinander. An vielen Stellen war 15 bis 20 Meter tiefen, aufgewühlten Löchern vergeblich nach Wasser gegraben. . . . Alles läßt darauf schließen, daß der Rückzug ein Zug des Todes war. . . .“

In dem Berichte eines anderen Kämpfers heißt es: „Die mit eiserner Strenge monatelang durchgeführte Absperrung des Sandfeldes vollendete das Werk der Vernichtung. Die Berichte des Generals v. Trotha aus jener Zeit enthielten keine Aufsehen erregenden Meldungen. Das Drama spielte sich auf der dunklen Bühne des Sandfeldes ab. Aber als die Regenzeit kam, als sich die Bühne allmählich erhellte, und unsere Patrouillen bis zur Grenze des Velschuanalandes vorrückten, da enthüllte sich ihrem Auge das grauenhafte Bild verdurfteter Hereroszüge. Das Röhren der Sterbenden und das Aufgeschrei des Wahnsinns . . . sie verhalten in der erhabenen Stille der Unendlichkeit!“

Das Strafgericht hatte sein Ende gefunden. Die Hereros hatten aufgehört, ein selbständiges Volkstum zu sein.“

Mindestens 40 000, vierzigtausend Menschen haben damals im Fieberwahn des Verdurftens ihr Leben in der Omahela ausgehaucht! Sie konnten nicht zurück in Folge der monatelang durchgeführten eisernen Umklammerung. Trotha, der „große General“, hatte ja den Befehl gegeben, jeden Herero, ob bewaffnet oder unbewaffnet, niederzuschießen, auch Frauen und Kinder sollten durch Flintenschüsse über die Köpfe weg wieder in den Tod des Verschmachtens zurückgetrieben werden! Und die Rassenverteilung geschah! Vierzigtausend, darunter wohl dreißigtausend Frauen, Greise und Kinder, gingen im Desirium des Hungers und des Durstes zugrunde! Was bedeuten die 150 erschlagenen Angehörigen gegen die zweihunderttausend größere Zahl der in den Tod des Verschmachtens Getriebenen! Und diese „christliche“ Kolonialpolitik ergibt den Segen der geschichteten und konfuzierten Pfaffen!

Zum Kolonialskandal. Reichstagsabgeordneter Erzberger antwortet heute in der „Germania“ auf die letzten Anschuldigungen des früheren Legationsrats im Kolonialamt, Dr. Helfferich, er habe auch jetzt keinen Anlaß, auf die Frage der südwestafrikanischen Unterjochung einzugehen, da dem Reichstage hierzu im November Gelegenheit geboten sein werde und er die Erörterungen über koloniale Mißgriffe in der Vergangenheit vorerst eingestrichelt habe. Erzberger erklärt weiter, er sei nicht in einem „Strafverfahren gegen Unbekannt“, sondern in einem „Strafverfahren gegen Böse und Genossen“ verurteilt worden. Hierbei habe er über den Verkehr mit Kolonialbeamten ausgefragt, daß der frühere geheime Sekretär, Effessor Porpau, mit ihm in Verbindung getreten sei, worüber er bereits im Reichstage berichtet habe. Dem Kolonialbeamten Böse könne er gar nicht.

Unter dem schwarzen Adler. Herr von Studt lassen seine eigenen Vorbeurtheile nicht schlafen. Der ehrgeizige Mann ist offenbar mit der einfachen Adelstrone schon heutzutage, nach einer Woche, nicht mehr zufrieden, er strebt nach höheren Zielen und sein böser Geist, Herr Althoff, weiß das auszunutzen. Die Schulverpflichtungsfrage ist glücklich unter Dach und nun muß auch wieder einmal in die Gebiete des Hochschulwesens zu Latein geschritten werden. Wie der „Hannoversche Courier“ erzählt, hat der Minister des königlichen preussischen Geistes dem Professor v. Blyth, dem bekanntesten modernen Strafrechtsexperten, unterzogen, die angestrebten Vorlesungen an der neu im Herbst zu eröffnenden Berliner Handelshochschule, an der bekanntlich auch Professor Sommerholz lehren wird, zu halten, so lange nicht eine auskömmliche ministerielle Genehmigung dazu nachgesucht und erteilt ist. Dem Vernehmen nach kündigt Minister von Studt sein auffälliges Vorgehen gegen den berühmten Strafrechtsexperten auf eine Kadettensorde vom Jahre 1839, doch sollen tieferliegende Gründe das hier vorliegen. — Tiefere Gründe? Wir meinen, die liegen recht sehr auf der Hand. Herr von Studt ist ein entschlossener Vertreter der modernen Strafrechtstheorie und hat schon oft mit seltener Freimut seiner Meinung Ausdruck gegeben. Als Universitätslehrer hat ihn Herr Althoff doch wenigstens noch eingeschümeht in der Hand, wenn er aber noch an der Handelshochschule der Berliner Kaufmannschaft doziert, dann fürchtet man, seine freien Auffassungen überhaupt nicht mehr einengen zu können. Und dann — eine Hochschule, an der neben Sommer noch ein Blyth lehrte, muß das nicht eine Pflanzschule revolutionären Geistes werden? Da muß vorgebeugt werden. Wozu haben wir denn die vielgepriesene Lehr- und Verfassungskommission der Hochschule?

„Post“-Lügen vor Gericht. Der „Vorw.“ schreibt: Die „Post“ hatte Mitte Juni auf Grund der Informationen ihres Schörrhufen die Lüge in die Welt hinauskopiert, die famosen Briefe des Kriminalschynmanns Hemler, Nr. 3844, die uns aus Brüssel zugegangen waren und die wir öffentlich zur Kenntlichmachung derer um Schörrhufen veröffentlicht hatten, seien in Wahrheit von einem Briefträger unter unschuldigen Umständen in die Post gekommen. Demgegenüber hatten wir festgestellt, daß allerdings ein Briefträger unter dem völlig unbegründeten Verdacht, uns die aus Brüssel zugehenden Briefe rechtswidrig übermittelt zu haben,

verhaftet war; es habe sich aber die vollkommene Schuldschuldigkeit des Mannes herausgestellt; der Ende März verhaftete Briefträger sei bereits deshalb am 29. Mai aus der Haft entlassen. Unter Anklage gestellt sei er allerdings wegen eines in keinerlei Beziehung zu irgend einer Zeitung oder Partei stehenden Vergehens, nämlich der Nichtbestellung elbiger offener gedruckter Briefe offener einer Verkaufsstelle. Die „Post“ sah sich nicht veranlaßt, ihre völlig unberechtigten Angriffe gegen den Beamten zurückzuführen, sie vertritt auf das gerichtliche Verfahren gegen den Briefträger und fahelte von neuem von einem „sozialdemokratischen Geheimdienste“, den sie entbedt haben wollte. Die Verhandlung gegen den betreffenden Briefträger, Schellengowski mit Namen, hat am 13. v. M. stattgefunden. Vergeblich haben wir bisher in der „Post“ nach einem Bericht über die Verhandlung gesucht. Die gestrigen Abendblätter mit Ausnahme der „Post“ berichten über die Verhandlung. In der Verhandlung hat sich vollinhaltlich befähigt, was wir mitgeteilt haben. Bei Schellengowski wurden 27 Stück Kleiderstücke gefunden, die er schon mehrere Tage in seinem Besitz hatte, ohne sie zu beschlagnahmen. Der Postbote gab an, die Briefkästen aus Unquemlichkeit nicht abgetragen zu haben, und wiederholte sein Geständnis vor Gericht. Die geringste Strafe für ein solches Vergehen beträgt nach dem Strafgesetzbuch 3 Monate Gefängnis. Der Staatsanwalt beantragte 6 Monate Gefängnis. Die Strafkammer erkannte auf 5 Monate Gefängnis und rechnete einen Monat der Untersuchungshaft auf die Strafe an. Selbstverständlich wird die „Post“ mit ihren „Entstellungen“ über den Geheimdienst der Sozialdemokratie fortfahren, ihre Leser über die Frage hinwegzutäuschen, die wir an den Hintermann der „Post“ abermals stellen: Weshalb werden die im Reichstage enthaltlichen Verbrechen Schöne- u. Brodhusen nicht verfolgt? Welcher Grund liegt vor, die oben genannten Verbrechen der Urkundenfälschung und der Beförderung zum Landesverrat nicht zu verfolgen? — Vielleicht läßt sich die „Post“ von ihrem Hintermann hierüber Auskunft geben. Ist dieser hierzu nicht in der Lage, so wende die „Post“ sich an einen ihr bekannten Kriminalkommissar, der in Geschäftsbeziehungen zu einem zurzeit in der Zerkensaußalt Buch wegen Geisteskrankheit internierten Geldvermittler gefunden hat.

Die liberale Reichshammerlei, die in Altona-Fierlohn die Niederlage der liberalen Parteien herbeigeführt hat, geht in bezug auf den Wahlkreis Städte-Bremervörde, kaum daß der bisherige Vertreter, Dr. Sattler, die Augen geschlossen hat, schon wieder los. Nur sind es diesmal die Freisinnigen, die den „Bestand“ der Nationalliberalen ansetzen. Die „Weserzeitung“ läßt sich aus dem Wahlkreise schreiben: „Wenn es in den Notizen über die Nachwahl in unserem Wahlkreise überall heißt, daß in Städte-Bremervörde auch fortan nur eine nationalliberale Kandidatur als ansichtsvolle nationale Kandidatur gelten könne, so ist das doch nur mit gewissen Einschränkungen zu lassen. Die 3524 Stimmen, die am 16. Juni 1903 für den Lehrer Otto aus Charlottenburg, den Kandidaten der freisinnigen Volkspartei abgegeben wurden, können doch nicht einfach ignoriert werden. Wir möchten sogar mit aller Bestimmtheit behaupten, daß der Freisinn bei der Ersatzwahl noch viel besser abschneidet, als bei der Ersatzwahl von 1903. Der Lehrer Otto hat sich allgemeine Sympathie erworben, und bei der Wahl wird sich das im Anschließen der für ihn abgegebenen Stimmzahl äußern. Außerdem ist die freisinnige Partei in einigen Teilen des Wahlkreises, namentlich in Osterholz, recht gut organisiert, und bei der Reichstagswahl von 1881 gehörte der 18. Kreis zum freisinnigen Besitz. Die Nationalliberalen werden einen schweren Stand haben, und nach allgemeiner Ansicht wird es ihnen sehr schwer werden, ihren Besitz zu behaupten. Das Eintreten der Partei für die neuen Steuern unter Ablehnung der von der Linken des Reichstages beantragten populären Forderung des weiteren Ausbaues der direkten Steuern wird ihr bei ihren Wählern kaum zur besonderen Empfehlung dienen und ebenso wenig ihr Verhalten bei der preussischen Schulgesetzgebung. Die nationalliberale Partei hat es den Freisinnigen einzuwillen geradezu unumgänglich gemacht, für einen nationalliberalen Kandidaten vorzuziehen einzutreten, da die Nationalliberalen ihre alte liberale Tradition mehr und mehr vergaßen, und es konnte für die Freisinnigen köstlich der Fall eintreten, bei einer etwaigen Stichwahl gegen einen Sozialdemokraten für den Nationalliberalen als das „kleinere Übel“ zu wählen.“ Man kann es den Freisinnigen, die wirklich liberal sind, nicht verargen, wenn sie den Nationalliberalen nicht das Feld allein überlassen wollen. Dann müßten sie aber auch die Konjunktur ziehen und die Nationalliberalen, die in Wirklichkeit nur verkappte Reaktionen sind, nicht als „kleineres Übel“ behandeln, sondern mit aller Entschiedenheit helfen, ihnen einen günstigen Durchfall zu bereiten.

„Militaria“. Der Landwehrmann Posselt vom Leibregiment Nr. 100 hat an dem Tage, als er sich zur Kontrollversammlung gestellt hatte, eine Gewerkschaftsversammlung als Vorsitzender geleitet. Wegen Uebertretung der Militärgeheimhaltung befragt er, daß es sich bei jener Versammlung um eine politische Versammlung gehandelt habe. Er wurde trotzdem zu zwei Wochen Mittelarrest verurteilt, wobei als erschwerend ins Gewicht fiel, daß Posselt zur lebhaftesten Beteiligung an der Mafiseier anforderte. Bessere dich, Possa! Für die Erziehung des Sozialistengesetzes durch die Verhinderung der Sozialgesetzgebung ersparen sich wieder einmal lebhaft die Scharfmacher. Zum Spruch für diese edlen Absichten geben sich die „Hamburger Nachrichten“ her, in deren Spalten einst der adgetatete Bismarck sein Gift verspritzte. Dieses ehrbare Papier kann sich immer noch nicht darüber beruhigen, daß das Sozialistengesetz fallen gelassen wurde und jammert, daß sich die sozialpolitische Gesetzgebung über die ihr von Bismarck bestimmten Grenzen hinaus entwickelte. Die Sozialdemokratie ist infolgedessen nicht zurückgedrängt worden, im Gegenteil, die ganze Amtszeit des Grafen Potjomsky bezeugt ein festes Fortschreiten vorwärts. Aber trotzdem, so erklärt das Blatt schreibend, wünscht es den Zurücktritt Potjomskys

nicht. Es hofft, daß er sich biffen werde. Die Richtung, nach welcher die Besserung gewünscht wird, deuten folgende Worte an:

Ein neues Sozialistengesetz — darüber läßt sich niemand — ist auf absehbare Zeit leider nicht zu erwarten. Aber die Abwehr gegen die sozialdemokratische Flut kann in den sozialpolitischen Gesetzen selbst angebracht werden. Die nächste Gelegenheit dazu bietet sich in der Vorlage über die Berufsklassen und in der durchgreifenden Reform der Arbeiterversicherungsgegebung, insbesondere der Krankenversicherung.

In diesen Worten offenbaren sich die inoffiziellen Wünsche einer braven Seele, bemerkt die „Holzarbeiterzeitung“ sehr richtig dazu. Ist eine direkte Forderung der Arbeiterschaft durch ein Sachgesetz oder Sozialistengesetz heute nicht mehr möglich und lassen sich die sozialpolitischen Gesetze nicht ohne weiteres beseitigen, dann sollen die letzteren wenigstens so verfaßt werden, daß sie den mit ihnen begünstigten Arbeitern Steine statt Brot bieten. Die Vorlage über die Berufsklassen bildet der Berufsvereine soll die Schlichte bilden, die zur Abwägung der Gewerkschaften bestimmt ist, und die Klassen sollen ganz der Willkür des Unternehmers überantwortet werden. Das ist der Wille der Scharfmacher und die Regierung ist auf dem besten Wege, diesen Wünschen Rechnung zu tragen.

Rußland.
Stoessel zum Tode verurteilt? Aus Petersburg wird gemeldet: General Stoessel ist wegen der Uebergabe von Port Arthur an die Japaner zum Tode verurteilt worden. — Das ist derselbe Stoessel, dem von Wilhelm II. „anlässlich seines tapferen Verhaltens in Port Arthur der Orden pour le mérite verliehen worden ist. Kommentar überflüssig.

Aus der Duma. Ueber die gestrige Sitzung wird berichtet: Petrunkevitch verliest namens der Partei der konstitutionellen Demokraten die neue Fassung des seitens der Duma abgegebenen Kommuniqués über die Agrarfrage, die in sehr gemäßigtem Ton gehalten ist. Redner führte aus, daß das Kommuniqué nichts mit einem Aufrufe zu tun habe und nicht in revolutionärem Sinne gemeint sei. Diejenigen tadelten sich in einem Irrtum, die meinten, daß die Duma neue konstitutionelle Wege einschlage. Sie knüpfte vielmehr Beziehungen unmittelbar mit dem Volke an. Mehrere Redner der Arbeitsgruppe und mehrere Sozialisten führen aus, daß die Duma bereits die Durchführung der einzelnen Artikel des von der Agrarkommission vorgeschlagenen Gesetzes fortzusetzen beschloß; es sei also völlig zwecklos, über einen neuen, der Agrarkommission geradezu widersprechenden Text zu diskutieren. Nach einigen gegenseitigen Angriffen zwischen den konstitutionellen Demokraten und Sozialisten nimmt Petrunkevitch an drei Stellen seiner Fassung Änderungen vor, wovon jede für sich beraten werden soll. Nach kurzer Debatte über die Fassung der Agrarkommission beschließt die Duma zur zweiten Lesung des Kommuniqués überzugehen. Der Vorsitzende der Agrarkommission führt aus, der Text des Kommuniqués enthalte keinen Aufruf an das Volk, sondern sei nur eine Demonstration der Angaben des Ministeriums; demzufolge stelle man an den Eingang des Kommuniqués die Worte: „Selbstens der Duma. Die Debatte wird heftig. Die konstitutionellen Demokraten suchen durch ihre Reden die Leidenschaftlichkeit herabzumindern. Petrunkevitch sagt, die Duma könne nur die Wege der Gesetzgebung beschreiten, sie könne keinen Aufruf an das Volk richten, durch welchen dieses den Kanonen ausgeliefert werde, während die Abgeordneten Unverletzlichkeit der Person genießen. Der Redner der äußersten Linken sagte, die Schuld des Volkes sei zu Ende. Die friedlichen Mittel hätten versagt. Wenn die Duma sich fürchte, einen entscheidenden Schritt zu tun, wie es ihrer Würde entspreche, werde das Volk das Vertrauen zur Duma verlieren. Die Duma beschließt, die Sitzung bis zur Beendigung der Beratung über den Wortlaut des Kommuniqués fortzusetzen.

Trotzdem die konstitutionellen Demokraten versuchen, der Duma die Disziplin auszubrechen, will die Regierung an sich selbst den Tanz mit der Duma wagen. Wie die „R. Z.“ aus zuverlässiger Quelle erfährt, steht in Russland die Auflösung der Reichsduma und Neuwahlen nach allgemeinem direktem Wahlrecht bevor. Die Auflösung der Duma erfolgt wegen Kompetenzverletzung. Für den Fall, daß Unruhen ausbrechen, ist eine Diktatur vorgesehen. — Wenn die Regierung erlaubt, durch Gewaltmaßregeln des Volkes Herr werden zu können, dann irrt sie sich unseres Erachtens sehr. Dem Druck des Parats wird der Gegendruck der Revolution entgegen gesetzt werden.

Ein Revolvertentat auf den Flügeladjutanten des Kaisers, Grafen Tolken, das am Mittwoch in Petersburg von einem jungen Manne verübt wurde, scheint ein Machtwort zu sein dafür, daß der Graf einen Agitator, der in das Lager der Spinnerei in Jorka zwischen Petersburg und Schlüsselburg gekommen war, hatte verhaften lassen. Der Täter besitzt sofort ein Boot, das ihn auf der Kewa erwartete, und rettete sich auf diese Weise. Die Revolvertugel hat den Grafen an der linken Seite des Kopfes gestreift und ihn leicht verletzt.

Das „zuverlässige“ Meer. St. Petersburger Meldungen der „R. Z.“ versichern, daß Gärungen bereits in sechs Garderegimentern, sowie fünf Sappeurbataillonen ausgebrochen seien. Die letzten Reise verhehlen sich den Grafen der Lage nicht. — Und dennoch wollen sie den Kampf mit dem Volke aufnehmen?

Die Bauernunruhen nehmen einen immer größeren Umfang an. Im Gouvernement Woroneß herrschen fürchterliche Agrarunruhen, die bereits eine Woche andauern. Eine Bande von tausenden von Bauern zieht von Gut zu Gut, jagt die Gutsbesitzer fort, zerstört die Gebäude, raubt das Vieh und zerstört die Wirtschaftsgüter etc. Es wurde militärische Hilfe requiriert, die schon schief, aber trotzdem zerstören die Bauern weiter. Hunderte von Bauern wurden getötet oder schwer verwundet. Die Gutsbesitzer flüchten unter Mitnahme des Allernotwendigsten. Artillerie soll aufgeboten werden. In Tambow, Kreis Koslow, hielten 3000 Bauern ein Meeting ab. Dragoner rückten heran, und als sich die Bauern den Verhaftungen widersetzen, hielten die Dragoner mit den Säbeln drein. Die Bauern

wählten sich, worauf die Dragoner scharf schossen und 80 Bauern töteten. Verwundet wurden ein Rentner und mehrere Soldaten.

Bei einem Zusammenstoß zwischen streikenden Erarbeitern mit Militärs wurden mehrere Arbeiter getötet.

Lübeck und Hamburggebiete.

Freitag, den 20. Juli.

Zuzug von Holzarbeitern aller Branchen nach Lübeck ist streng fernzuhalten.

Wegen Massregelung von Verbandsmitgliedern ist der Boykott über die Thüringer Wurstfabrik von Aug. Scherer verhängt worden. Arbeiter, denkt daran!

Achtung, Zinkschiffer! Ueber den Betrieb von Zinkpolymer ist die Sperre verhängt.

Die Zwangsversteigerung der Stadthalle soll am Freitag, den 7. September, erfolgen. Man rechnet damit, daß hierbei über 600 000 Mark verloren gehen. Wie schlimm die Lage der verfallenen Stadthalle beurteilt wird, geht auch, nach einer Zuschrift der „Kieler Zig.“ von hier, aus dem Bestreben des Vereins der Musikfreunde hervor, seine Hypothek von 50 000 Mark an den Mann zu bringen. Die Stadthallen der Gesellschaft m. b. H. stehen mit 1 200 000 Mark zu Buch. Die Hypothek des Musikvereins steht nun hinter den ersten 500 000 Mk. und trotzdem will sie der Verein schon für 25 000 Mk. verkaufen. Die Hypothek des Musikvereins ist übrigens die Spende eines gute Musik liebenden Einwohners unserer Stadt für einen erstklassigen Saal in der inneren Stadt. Die Summe wurde von dem Verein zum Bau der Stadthalle hergegeben und als Hypothek eingetragen. Später kam es wegen der Unrechte, die der Verein noch an das Geld besitzt, zwischen der Gesellschaft und dem Verein zu einem Prozeß, wobei dem Verein das Recht der Kündigung der zinsfreien Hypothek zugesprochen wurde.

Ein teuere Fastnachtschurz. Wegen groben Unfugs hatte sich die Ehefrau des Arbeiters L. aus Banskorf vor der hiesigen Ferienstrafkammer zu verantworten. Die Angeklagte hatte auf einem Maskenball, der am 25. Februar d. J. in Banskorf stattfand, sich als Geißelträger kostümiert und an die anderen Masken kleine Apfelsüße sowie in einem Schnapslale verdünnten Himbeerast ausgeteilt. In diesem Schurz — über dessen Güte sich allerdings streiten läßt — steht nun die Anklagebehörde eine Verhöhnung des Abendmahls. Das Gericht kam zur Verurteilung der Frau L. wegen groben Unfugs, und zwar wurde auf die höchste zulässige Geldstrafe von 150 Mk. erkannt. — Befanlich predigt die christliche Religion Duldung, Liebe und Vergebung!

Den Vorsitz im Finanzdepartement hat Senator Nabe übernommen.

Der Senat hat den Regierungsassessor E. J. G. Thorange von Oldenburg i. Gr. zum Senatssekretär ernannt und seinen Amtsantritt auf den 8. August 1906 festgesetzt.

Aus dem Gerichtssaal. Der vielfach vorbestrafte Arbeiter A., der gegenwärtig eine wegen Körperverletzung, Nötigung und Hausfriedensbruchs erkannte Strafe von 3 Monaten Gefängnis verbüßt, hatte sich gestern wegen Diebstahls einer Bettstelle zu verantworten. Der Angeklagte bestritt die ihm zur Last gelegte Straftat und behauptet, die Bettstelle gekauft zu haben. Durch die Beweisaufnahme kam das Gericht jedoch zur Verurteilung des A., und zwar erhielt er inf. der noch zu verbüßenden Gefängnisstrafe 1 Jahr 6 Wochen Zuchthaus auditiert. — Für einen Kriminalbeamten gab sich der Steuermann K. aus, der in angeheitertem Zustande auf der Burgtorbrücke eine Dame belästigt hatte, als er vom dem Bräutigam der letzteren deshalb zur Rede gestellt wurde. Der Aufforderung, mit zur Wache zu kommen, leistete das Brautpaar sofort Folge. Kurz vor der Wache wollte der Pseudo-Kriminalist entfliehen, jedoch wurde er noch rechtzeitig von einem richtigen Schutzmännern erwischt. Vor Gericht gibt K. an, daß er in trunkenem Zustande gehandelt habe. Das Urteil lautet auf 50 Mk. Geldstrafe.

Geht Heidelberg! Die Heidelbergzeit ist angebrochen. Sie bildet nach der Ansicht des Volkes die schlechteste Zeit für die Ärzte. So ganz Unrecht kann man dieser Behauptung nicht geben. Denn in der Tat ist der Genuß der glänzenden, blauschwarzen Beeren, die so verlockend unter dem buschigen Grün ihres Laubes hervorblitzen, von bedeutendem gesundheitsfördernden Wert. Wirken sie doch außerordentlich verdauungsfördernd und damit blutreinigend, so daß sie speziell Personen mit sitzender Lebensweise dringend zum Konsum empfohlen zu werden verdienen. Sie werden roh mit Milch gegessen, sind aber am leichtesten als Kompott gelocht zu vertragen. Auch getrocknet und eingemacht oder zur Bereitung von Obstwein finden sie ihre Verwendung. Unsere Damenwelt vermag sich allerdings nicht für Heidelberg zu begeistern. Der lieben Eitelkeit halber. Denn die Früchte geben blaue Lippen und blaue Zähne. Aber dieses kleine Übel läßt sich leicht beheben, wenn man den Mund und die Kaumwerkzeuge nach Beendigung der Mahlzeit einfach mit etwas Zitronensaft abreibt.

Drei Finsternisse hintereinander. Der seltene Fall, daß sich während eines einzigen Mondumlaufes drei Finsternisse ereignen, tritt im Juli und August d. J. ein. Die Reihe eröffnet eine partielle Sonnenfinsternis, die am 21. Juli, bei Neumond ihr folgt eine totale Mondfinsternis am 4. August, beim nächsten Vollmond, und dieser wiederum eine partielle Sonnenfinsternis am 20. August bei Neumond. Alle drei Finsternisse bleiben für Deutschland unsichtbar, und sind die letzten in diesem Jahre.

Ein kurzes heftiges Gewitter zog gestern mittag über unsere Stadt und richtete mancherlei Schaden an. Der Blitz schlug in einen Wagen der neuen Straßenbahn, bei der Hansfabriker in einen Baum; auch das Fernsprecknetz wurde beschädigt. Durch den mit dem Gewitter verbundenen Sturm wurden verschiedene Äste und Zweige von den Bäumen gebrochen. — In Paris schlug der Blitz in das mit weicher Bedachung versehene Wohnhaus des Landmannes Stöding und zerstörte dasselbe vollständig ein.

Wilhelm-Theater. Aus der Theaterkassette schreibt man uns: Das reizende Lustspiel „Feenhände“ von Scribe, welches vergangene Woche so reichen Beifall fand, wird morgen Sonnabend, ein letztes Mal wiederholt. Am Sonntag gelangt die Sensationskomödie „Drei Tage aus dem Leben eines amerikanischen Detektivs“, „Sherlock Holmes“, in der Uebertragung des bekannten Darstellers A. Wozenhard zur erstmaligen Aufführung. Abends sowohl in Berlin als auch in Sam-

burg erregt die interessante Komödie berechtigtes Aufsehen. Eintrittskarten für diese Vorstellung sind bereits in den bekannten Vorverkaufsstellen zu haben.

ph. Auf dem Volksfestplatz wurde am Freitag vor dem Feste von einer Dame eine silberne Remontuhr verloren. Im Verdacht, die Uhr gefunden zu haben, stehen zwei Schulknaben, die dieselbe bisher nicht abgeliefert haben.

ph. Festgenommen wurde ein Arbeiter aus Schwerin i. M., der heute Morgen gegen 5 Uhr von einer Hausfrau an der Wallenmauer einen Brotbeutel mit Semmeln sich rechtswidrig aneignete.

Nienhof a. O. Achtung, baugewerbliche Arbeiter! Ueber das Geschäft von Garbt ist die Sperre verhängt.

Neustadt i. S. Bootsunglück. Gestern nachmittag 2 Uhr fand bei mäßigem Südwestwind eine wirbelartige Gewitterböe aus Süden statt. Viele Fischerboote befanden sich unter Segel in der Bucht, außerdem auch noch die Gig des Kommandanten von S. M. Schiff „Schwaben“, das seit einigen Tagen mandrierend in der Neustädter Bucht liegt. In der Nähe der Gig befand sich einer der großen Kutter des Kriegsschiffes. Den Fischern gelang es vor Einsetzen des Sturmes die Segel niederzuwerfen, während die Gig von der Gewalt des Sturmes umgeworfen und zum Kentern gebracht wurde. Den herbeieilenden Fischerbooten und den Insassen des Kutters gelang es, den Kommandanten und die Insassen des Bootes bis auf einen Matrosen aufzufischen. Der Ertrunkene ist nach der auf dem Wasser treibenden Mütze der Matrose Barfknecht. Nach der Leiche des Ertrunkenen wird von den hiesigen Fischern eifrig gesucht. Von den noch fehlenden Fischerbooten hat man noch keine Nachricht, doch nimmt man mit Bestimmtheit an, daß sie in Hartbruch oder anderen Plätzen der Küste sicher liegen. — Nach anderer Meldung soll der Bootsmannschaft North ertrunken sein.

Hamburg. Der heftige Gewittersturm, der am Donnerstag in den ersten Nachmittagsstunden auch über Hamburg und Umgebung hinwegzog, hat mancherlei Unheil angerichtet. Im Hafen rief sich der im Wertgraben bei Blohm u. Voß liegende Dampfer „Theodor Wille“ los und trieb gegen den Dampfer „Eibing“, so daß beide Dampfer Beschädigungen erlitten. Ferner zertrümmerte der Sturm die hintere Vertäuung der im Kuhwärder Hafen liegenden englischen Viermastbarke „Archibald Russell“ und trieb das Schiff quer in den Hafen, wobei dieses den Handfahn eines Oberländers zertrümmerte. — Aber auch Menschen sind zu Schaden gekommen. Der Sturm löste vom Dache des Hauses Thalstraße 16 einen Ziegel, der ein Kind so unglücklich traf, daß es eine schwere Kopfverletzung davontrug. In Altona hat der Orkan leider ein Menschenleben zum Opfer gefordert. Der Dachdeckermeister Johannes Burmeister, der mit zwei seiner Gesellen auf dem Dache eines Gebäudes in der Treßowallee beschäftigt war, wurde von einem starken Windstoß gepackt und hinunter auf die Straße geschleudert. Burmeister fand bei diesem gräßlichen Sturz den Tod; er hatte das Genick gebrochen.

Hamburg. Das Strafverfahren gegen den Hauptmann Lockmann und den Feldwebel Bornemann aus Stade ist ausgelaufen wie das Hornberger Schießen. Das Urteil lautet: Der Feldwebel Bornemann wird freigesprochen, da er nur die Anordnungen seines Vorgesetzten ausgeführt und sich keiner dienstwidrigen Behandlung von Untergebenen schuldig gemacht hat; der Hauptmann Lockmann wird wegen Ungehorsams gegen einen Dienstbefehl, wegen Mißhandlung eines Untergebenen unter Mißbrauch der Waffe in einem Falle und wegen vorchriftswidriger Behandlung von Untergebenen im Dienst und zum Teil mit der Waffe in zwei Fällen zu einer Gesamtsstrafe von — sage und schreibe — drei Wochen Stubenarrest verurteilt. Die äußerst interessante Begründung des Urteilspruches lautete folgendermaßen: Der angeklagte Hauptmann hat erwiesenermaßen in zahlreichen Fällen gegen den Dienstbefehl des Generalkommandos gehandelt, der vorschreibt, daß die Soldaten in der Regel und wenn nicht besondere Umstände vorliegen, eine Mittagspause von 2 Stunden haben sollen und daß der Dienst normalmäßig um 7 Uhr Abends sein Ende finden soll; hierdurch hat sich der Angeklagte des Ungehorsams schuldig gemacht, doch muß dabei in Berücksichtigung gezogen werden, daß dem Kompaniechef in der Anordnung der Uebungen ein gewisser Spielraum gelassen ist und daß dies besonders beim schwer zu regelnden Schießdienst der Fall ist; es ist auch strafmildernd berücksichtigt worden, daß die geringen Verkürzungen der Mittagspausen beim Schießdienste vorgekommen sind und daß sie niemals die Regel, sondern nur Ausnahme gebildet haben; meistens haben die Leute deshalb kein Mittagessen bekommen, weil ohne Schuld des Angeklagten eine Reihe unglücklicher Umstände zusammengetroffen sind. Eine strafbare Ueberanstrengung der Soldaten und Unteroffiziere während des Marsches und der Schießübungen hat nicht stattgefunden; es ist auch nicht erwiesen, daß der Hauptmann eine Neigung zu Soldatenmißhandlungen hat, im Gegenteil, er hat seine Untergebenen davon abgehalten; wenn er selbst sich Ueberschreitungen hatte zu schulden kommen lassen, so ist das im Diensteifer und in berechtigter Erregung geschehen, da die Kompanie sich in einem schlechten Zustande befand. Was die Mißhandlungen resp. vorchriftswidrige Behandlung von Untergebenen anbelangt, so ist folgendes festgestellt: Der Angeklagte hat einmal einen Soldaten mit dem Säbel den Helm vom Kopfe geschlagen, doch hat er dies nicht absichtlich getan, weshalb keine Mißhandlung, sondern nur eine vorchriftswidrige Behandlung vorliegt; einem anderen Soldaten hat er mit dem Säbel einen Schlag auf den Rücken gegeben, wobei er die Worte: „Du Lump, Du Schuft!“ nicht aber den Ausdruck: „Du gemeines Nas!“ gebrauchte; hierzu liegt allerdings eine Mißhandlung vor, doch muß der Fall milde beurteilt werden, da der Angeklagte erregt war. Einmal hat der Hauptmann einen Musketier, der das Gewehr schlecht hielt, auf dem Schießplatz mit einer Handvoll Sand geworfen, doch mußte hier Freisprechung erfolgen, da das Werfen mit Sand nur als „das nachdrückliche Betonen eines Befehls“ aufzufassen ist; kurz nachher hat er denselben Mann, in dessen Gewehrmündung Sand gefallen war, an der Kehle gefaßt und derb geschüttelt, ihm auch obendrein noch einen Tritt in das Gesicht gegeben; diese Tat ist als eine vorchriftswidrige Behandlung zu bezeichnen. Endlich hat der Hauptmann einem Soldaten, der beim Appell mit einem unsauberen Anzuge erschien, zugerufen: „So ein Kerl! Ausfragen kann er, aber mit einem anständigen Anzuge kommen, das kann er nicht!“ (Diese Aeußerung bezieht sich darauf, daß der betreffende Soldat in dem Verfahren gegen den Hauptmann als Zeuge vernommen worden war und belastende Aussagen gemacht hatte. Wertwürdig, höchst merkwürdig!

Man denke nur: ein Vorgesetzter wird wegen Mißhandlung resp. vorchriftswidriger Behandlung von Untergebenen in Untersuchung gezogen, er erfährt die belastenden Aussagen der Zeugen und hat darum, daß er nach wie vor im Dienste bleibt, Gelegenheit, die Leute gründlich hochzunehmen. Ob er dies tut, hängt von dem Temperament und dem Gerechtigkeitsgefühl des Vorgesetzten ab. Wir halten einen solchen Zustand für durchaus reformbedürftig und möchten die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf diesen Fall lenken. Das Kriegsgericht erblickt in der faulichen Aeußerung, die wie eine indirekte Zeugenbeeinflussung aussteht, „eine das erlaubte Maß nicht überschreitende Kritik“ und erkennt auch in diesem Falle — man höre und staune! — auf Freisprechung. Die Strammheit des Angeklagten, so stellt das Gericht fest, hat die Diensttreue der Soldaten keineswegs beeinträchtigt und vor allen Dingen ist nicht erwiesen, daß der Tod des Musketiers Schult von der Kompanie mit der Behandlung des Hauptmannes Lockmann in irgend einem Zustande steht; es ist nicht ermittelt worden, ob der Musketier Schult, dessen Leiche in einem Wassergraben gefunden worden ist, sich selbst das Leben genommen hat, aber auch wenn dies der Fall wäre, so ist noch nicht erwiesen, daß die strenge Behandlung durch den Hauptmann die Veranlassung zum Selbstmorde gewesen ist. — Damit ist die Sache einstweilen entschieden: der Hauptmann ist drei Wochen lang in seiner stillen Klausel und ruht sich von den militärischen Strapazen aus; und dann geht er wieder mit neuem „Dienstfeifer“ und mit erneuter „Strammheit“ ans Werk, um seinen Leuten Disziplin und Schmeidigkeit beizubringen. Offenlich wird die „Diensttreue“ seiner Untergebenen auch fernerhin keinen Schaden leiden!

Wöhren. Ein Unglücksfall ereignete sich Mittwochabend gegen 6 Uhr infolge Schießens nach der Königscheibe beim Schützenfest. Eine Kugel ging über die Schutzwehr hinweg und traf die Frau des Schützenmeisters König, die auf der Reuter-Wiese in der Nähe des Gartens des Erbpächters Götz mit dem Feuer beschäftigt war, gerade durch die Nase. Mit dem lauten Aufschrei: Ich bin geschossen! stürzte sie zu Boden, gleichzeitig awooll ein Blutstrom aus ihrer Nase hervor; sie hatte jedoch noch Kräfte genug, um sich von ihrem Manne zum Arzt fahren zu lassen. Wie sich herausstellte, ist das Nasenbein von der Kugel durchbohrt.

Der „genötigte“ Pöhl.

Kinder, hört, ihr lieben Kinder,
Und ihr Eltern, hört nicht minder,
Meinen treulichen Bericht;
Nehmt zur Lehre die Geschichte!

Dort in Lübeck an der Trave
Wohnt der gute, biedre, brave
Lischler Pöhl, kein Sozialist,
Weil er arbeitswillig ist.

Während streikten alle andern,
Sah man nach der Werkstatt wandern
Diesen Pöhl und frei und frank
Stehen an der Hobelbank.

Doch natürlich hat verdrossen
Alle streikenden Genossen
Diese Arbeitswilligkeit,
Wozu Pöhl nun war bereit.

Einer ganz besonders suchte,
Weil der Pöhl sich Nahrung suchte
In dem Leimtopf, während er
Wußte, daß ein Streit jetzt war.

Frevelhaft tat dieser sinnen,
Wie er es wohl könnt' beginnen,
Daß den Pöhl er schnell vertrieb
Von dem Leimtopf, der ihm lieb.

Teuflich flachte er die Zähne,
Als er machte seine Pläne.
Und wer sollte Weitzug sein?
Drei unmünd'ge Kinderlein!

„Kinder, könnt ihr Hurra schreien?“
Sprach er meuchlings zu den dreien.
Und als alle sagten: „Ja!“ —
„Nun, dann schreit für Pöhl Hurra!“

Ohne Ahnung solcher Tücke,
Abends kam der Pöhl zurücke;
Aber dicht vor seinem Haus
Brach der böse Anschlag aus.

Die drei Knäblein unerfahren,
Zehn erst zählten sie an Jahren,
Grüßten Pöhl hier mit Hurra,
Wodurch ihm viel Schmers geschah.

Zu dem Stadi lief am Morgen,
Ihm zu klagen seine Sorgen
Ob des gestrigen Begrüß,
Schnellen Schritts der Lischler Pöhl.

Und er klagte nicht umsonsten,
Denn es hat zu seinen Gunsten
Jetzt entschieden das Gericht,
Und das irrt sich niemals nicht.

Nicht die Knäblein tat es strafen,
Die durch Hurrah schmerzlich trafen
Pöhl empfindlich Ehrenherz,
Es erfüllt mit bitterm Schmerz.

Doch den intellektuellen
Täter hieß es sich hin stellen,
Jenen bösen Streitermann,
Der den schwarzen Plan erfann.

Weil er Nötigung versuchte
An dem Pöhl, trägt der Berruchte
Jetzt zwei Monate davon
Als der Untat bösen Lohn!

Triumphiert hat Pöhl, der brave,
Und in Lübeck an der Trave
Werden keine Kinderlein
Niemals nicht mehr Hurra schrein!

Secundus in der „Golzarbeiter-Stg.“

Beste Nachrichten.

Wochum. Auf der Besche Karl Friedrich in Linden setzte bei der Personenbeförderung ein mit 25 Bergleuten bester Korb so stark auf, daß mehrere Bergleute schwer, einige leicht verletzt wurden.

Trier. Zwei Strolche überfielen ein vierzehnjähriges Mädchen an den Schießständen bei Saarbrücken und vergewaltigten es. Sie versuchten es dann durch Messerstiche zu töten. Auf das Hilgeschrei des Mädchens entflohen die Verbrecher. Das Kind ist schwer verletzt.

Wühlhausen i. Th. Vor dem alten Krankenhaus ereignete sich am Dienstag Abend ein entsetzlicher Unglücksfall. Die vierjährige Tochter des Arbeiters Döring verlor sich, vor einem mit Langholz beladenen Wagen auf die andere Seite der Straße zu gelangen, kam dabei zu Falle und unter die Pferde. Obwohl dem Kutscher, der neben dem Besizer der Pferde saß, zugerufen wurde, daß ein Kind unter den Pferden liege, hielt er den langsam fahrenden Wagen nicht an, sondern setzte seinen Weg fort. Auch als ein marktschreiernder Schrei des Kindes ertönte, hielten beide es nicht für nötig, vom Wagen herabzu steigen und sich des Kindes anzunehmen, dem durch dieäder des Wagens der Kopf ermalm wurde, so daß das Gehirn auf der Straße lag.

Wien. Einer hiesigen Lokalcorrespondenz zufolge stürzte eine Frau, namens Pranter, die mit ihren Töchtern im Pflanzgarten bei Laßons Blumen pflückte ab. Ihre verstrümmelte Leiche wurde später von den Kindern gefunden. — Die Touristen Krüger aus Cottbus, Schierz aus Baugen und zwei Berliner Studenten unternahm eine Besteigung in Südtirol. Krüger und Schierz stürzten ab. Der erstere erlitt erhebliche Verletzungen, während der letztere unverfehrt blieb.

Newyork. 200 Marinesoldaten des Geschwaders des Admirals Evans sind nach dem Genuß von Leber an Vergiftungssymptomen erkrankt. Viele von denselben schwaben in Lebensgefahr. Der Marineminister hat eine eingehende Untersuchung angeordnet.

Aus Rath und Fern.

Ein preussischer „Schulpalast“ ist wieder einmal in der Nacht in der Nähe Berlins ermittelt worden. Der „Preussische Stadt- und Landbote, Tageblatt für Eberswalde und Umgegend“ berichtet: In den letzten Tagen war in unserer Stadt das Gerücht verbreitet, auf dem benachbarten Dominium Beerbaum sei das Schulgebäude eingestürzt und die Lehrerfrau unter den Trümmern begraben worden; erst nach 2 Stunden sei sie wieder zur Besinnung gekommen. Andere Mitteilungen ließen das Unglück weniger schlimm erscheinen und besagten, daß in der Lehrerwohnung „nur“ eine Stubendecke eingestürzt sei. Wir ermittelten folgendes: Das Schulgebäude des Dominiums Beerbaum ist ein einfaches Häuschen, das neben dem Klassenzimmer, in dem gewöhnlich sechzig bis siebzig Kinder unterrichtet werden, noch die Lehrerwohnung, bestehend aus zwei kleinen Stuben, Kammer und Küche enthält. Während das Schulzimmer erst in neuerer Zeit angebaut ist und billigen Anforderungen entspricht, liegt die Lehrerwohnung in dem alten Gebäude, das vor etwa hundert Jahren erbaut sein dürfte. Nahezu ist der „Bahn der Zeit“ nicht spurlos an diesen Räumen vorübergegangen, und recht eindrucklich sollte hieran die Lehrerfamilie am Sonntag vor 8 Tagen erinnert werden. Ein donnerähnliches Krachen erscholl plötzlich um die Mittagsstunde im Hause, und als die Bewohner erschreckt in die Wohnung eilten, sahen sie, daß in der „guten Stube“ Lehmpapen und starke Holzstücke den Fußboden und die Möbel bedeckten. In der Stubendecke befand sich ein großes Loch, das einen Blick nach dem Boden gestattete. Ein Glück, daß das Maßwerk nicht in der Nacht passiert war; die schweren Holzstücke, die mit dem Boden verbunden, die Stubendecke bildeten, hätten sonst die in diesem Raum schlafenden Kinder der Lehrerfamilie erschlagen. Schon im Frühjahr dieses Jahres ist ein Teil der Decke herabgestürzt. Anstatt nun eine umfassende Reparatur vorzunehmen und die Decke zu verschärfen, wurde nur das Loch geflickt und tüchtig Schlemmkreide aufgetragen. Auch im letzten ist die Wohnung so beschaffen, daß sie behördlich geschlossen werden müßte. Die Tapeten sind an den Wänden infolge der Nässe verfault, im Fußboden wuchert der Schwamm, die Balken sind wurmfressig. Da auch in dem Kammerchen die Decke abzustürzen drohte, hat sie der Lehrer mit Brettern benagelt. Die Küche ist notdürftig mit Mauersteinen gepflastert, die eine holprige Fläche bilden. Die Lehrerfamilie hat die gefährdete Stube geräumt und benutzt vorläufig das Klassenzimmer als Wohn- und Schlafraum. Ausdrücklich bemerkt sei, daß der jetzige Patron der Schule an den mißlichen Zuständen schuldlos ist. Erst seit dem 1. Juli d. J. besitzt sich das Dominium Beerbaum in dem Besitz des Grafen Bücker — nicht identisch mit dem „Dreschgrafen“ — und zwar hat er es von einem Grafen Brandenburg übernommen. Hoffentlich wird nun nicht auch von ihm weiter „geflickt“. Bei solchen Zuständen kann man sich wahrlich nicht wundern, wenn unter den Lehrern eine „Landflucht“ Platz greift. — An dieser „Landflucht“ aber werden die Lehrer durch den gewissen Erlaß des Kultusministeriums verhindert, der es den Städten verbietet, durch Gehaltsaufbesserungen die Landlehrer „anzulocken“!

Drohtschmähung von Arbeitern durch die Polizei. In wie innigem Konnex die Organe derselben Polizei mit dem Unternehmertum stehen, die zur Eruterung der Täter von Mordtaten und anderen Verbrechen oft so merkwürdig unfähig sich erwiesen hat, erfuhr dieser Tage ein Arbeiter in Düsseldorf. Diesem Arbeiter, der auf der Spädbahnfertigung auf dem Hauptbahnhof beschäftigt war und der sich nichts zu schulden hatte kommen lassen, wurde plötzlich mit der Motivierung entlassen, er sei Mitglied des Sozialdemokratischen Vereins. Der Arbeiter wollte wissen, woher der Verwalter die Kenntnis von seiner Mitgliedschaft habe, da erklärte dieser ganz kaltblütig: durch die Polizei. Auf eine Anfrage bei der Polizeiverwaltung der Stadt Düsseldorf habe man von dort bereitwillig Auskunft erhalten, es sei sogar der Tag des Eintritts des Arbeiters mitgeteilt worden. Hier hat man also wieder den Beweis, daß die Polizei die Mitgliedsverzeichnisse der

sozialdemokratischen Vereine benutzt, um Arbeiter brotlos zu machen. In einer solchen Mitteilung hat die Polizeibehörde kein Recht. Dem Arbeiter ist zu raten, gegen die in Betracht kommenden Beamten einen Schadenersatzanspruch wegen Mißbrauchs des Amtsgeheimnisses und wegen gröblichen Vergehens gegen die guten Sitten anhängig zu machen. Die Polizei ist nicht dazu da, die Gesetze zu umgehen oder gegen sie zu verstoßen. Verbleibt die Gewerbeordnung die Kennzeichnung von Beamten und ist jeder Unternehmer, der Zeugnisse dennoch kennzeichnet oder den Zweck dieses Verbots zu umgehen sucht, schadenersatzpflichtig, so ist es erst recht ein Polizeibeamter.

Ferdinand Lassalle als Bühnenheld. Adolf Oppenheim erzählt dem Berliner „Börsen Kurier“ die Geschichte des zu Anfang der sechziger Jahre von ihm in Gemeinschaft mit F. v. Schiller verfassten Dramas „Ferdinand Lassalle“. „Ich hätte“, so schreibt er, „als Scherzverbrecher wegen Preßvergehens eine Gefängnisstrafe ab und fand in meiner Zelle auf der Rückseite der sogenannten Hausordnung ein Lob auf Ferdinand Lassalle, das mit den Worten endete: „Lassalle lebt, wie leben Euch allen zum Trost.“ Diese Zeilen brachten mich auf den Gedanken, Ferdinand Lassalle's Leben zu dramatisieren. Die ersten zwei Akte der Komödie skizzierte ich im Gefängnis, die weiteren Akte später, als ich die festgeschlossenen Staatskassen verließ, der mir befreundete Schriftsteller F. v. Schiller. Namentlich sind die Szenen zwischen Lassalle und Bismarck, ferner die Szenen zwischen Helene Dörmayr und Lassalle fast ganz Schillers geistiges Eigentum. Das Stück warb dann von mir unter meinem Namen dem Berliner Stadt-

theater zur Aufführung eingebracht, sofort zur Darstellung angenommen und alsbald der Zensur unterbreitet. Das Stück war keine politische Komödie, kaum ein Lebensstück, es enthielt lediglich die hervorragendsten Szenen aus dem Leben Ferdinand Lassalle's. Trotzdem untersagte die Polizei die Aufführung wegen der „Gemeingefährlichkeit“ des Mitverfassers Schiller, des ehemaligen Präsidenten des Arbeitervereins. Erst nach längeren Verhandlungen wurde das Verbot aufgehoben und das Stück mit großen Streichungen freigegeben. „Die Aufführung“ — heißt es weiter — „war hochinteressant. Nach Mitteilung der Direktion wurden direkt und indirekt von der Polizei eine Anzahl Sitze auf allen Plätzen angekauft; es galt damals, wie mir die Direktion mitteilte, offenbar, den Beweis zu liefern, daß, wenn die Polizei es verbiete, daselbe auch staatsgefährlich sei. Die Arbeiter füllten die weiten Räume des Stadttheaters und verhielten sich musterhaft ruhig. Nur als Ferdinand Lassalle, von Dörmayr dargestellt, in vorzüglicher Maske auf der Bühne erschien, brach ein orkanartiger Beifall aus, den die Polizeibeamten vergeblich niederzuschlagen versuchten. Nun spielte sich folgendes ab: So oft die Arbeiter und das Publikum eine Stelle applaudierten, begannen die Polizeibeamten und die zur Niederschlagung beghigten Kiquenre zu pfeifen und zu johlen. Der Erfolg, daß die Komödie „staatsgefährlich“ sei, ward also erreicht, denn durch den Kampf zwischen Beifall und Mißfalleklänge entstand schließlich ein Tumult, der sich bei allen späteren Aufführungen in derselben Art wiederholte. Endlich verschwand trotz der größten Kassenfolge das Stück vom Repertoire. Ich hatte selbst die Direktion ersucht, das Stück abzulehnen, aber sie

wurde von den glänzenden Einnahmen geblendet, bis die Polizei ein definitives Verbot nach mehr als zwölf Aufführungen aussprach. Das Stück wurde an allen Orten verboten; nur in Hamburg wurde es dargestellt und die Vorstellung ging ruhig, ohne die geringste Sensation, vorüber. Nach diesem Erfolge versuchte man das Stück wieder an anderen Orten aufzuführen. Ich erhob Einsprüche, allein der Verleger kümmerte sich nicht darum, bis die Polizei die Aufführung des Stückes auch in der Provinz verbot — ich atmete auf, denn es war, wie ich bei der ersten Aufführung sofort sah, ein herzlich schlechtes Stück, das ruhig durchgefallen wäre, wenn die Polizei nicht staatsgefährliche Ideen in dem Stück gefunden, es verboten und selbst zum Sensationsstück gemacht hätte! . . . Gott lenkt, die Polizei beckt.“

Quittung.
Für die kämpfenden Buchbinder gingen bei uns ein:
Buchdruckerverband 20 Mt.
Expedition des „Lüb. Volksb.“

Sternschanz-Viehmarkt.
Hamburg, 19. Juli 1906
Der Schweinehandel verlief ruhig.
Zugeführt wurden 1434 Stück, davon vom Norden 1000 Stück, vom Süden 434 Stück. Preis: Verbandschweine: schwere 65-66 Mt., leichte 67-67 1/2 Mt., Sauer 57-63 Mt. und Ferkel 63-67 Mt. pro 100 Stück.

Durch die Expedition des Lübecker Volksboten ist zu beziehen:

Ferdinand Lassalle's

Reden und Schriften.

Neue Gesamt-Ausgabe.
Herausgegeben
im Auftrage des Vorstandes der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands
von **Ed. Bernstein.**

Vollständig in 3 Bänden. Zu beziehen in 50 Lieferungen à Mt. —,20.
Bandausgabe:

Band I: geheftet Mk. 2,50, in Leinen gebunden Mk. 3,—	in Halbfranz gebdn. (Liebhabereinband) „ 4,—
Band II: geheftet Mk. 4,—, in Leinen gebunden „ 5,50	in Halbfranz gebdn. (Liebhabereinband) „ 5,50
Band III: geheftet Mk. 3,50, in Leinen gebunden „ 4,—	in Halbfranz gebdn. (Liebhabereinband) „ 5,—

Zur Beurteilung der geschichtlichen Entwicklung und des Wesens der deutschen Sozialdemokratie ist diese Gesamtausgabe unentbehrlich. Der erste Band ist mit einem Stahlstichportrait Lassalle's geschmückt.

Von der internationalen Bibliothek

erste Serie

empfehlen wir besonders:

Kautsky, Karl Marx ökonomische Lehren,	geb. Mt. 2,50
Bebel, Ländliche Arbeiterfrage,	„ „ 2,50
Bebel, Charles Fourier,	„ „ 2,50
Stern, Philosophie Spinoza's	„ „ 1,—
Kautsky, Das Erfurter Programm,	„ „ 2,00
Fr. Engels, Die Lage der arbeitenden Klassen in England,	„ „ 2,—
Stepniak, Der russische Bauer,	„ „ 2,50
Mehring, Die Lessing-Legende,	„ „ 3,50
H. Lux, E. Cabet und der ilirische Kommunismus	„ „ 2,—
Plechanow, N. G. Tschernischewsky,	„ „ 3,—
Fr. Engels, E. Dühring's Umwälzung der Wissenschaft	„ „ 3,—
Dietzgen, Das Axiom der Philosophie und Briefe über Logik	„ „ 2,—
C. Hugo, Die englische Gewerkevereins-Bewegung	„ „ 2,—
K. Marx, Revolution und Konter-Revolution in Deutschland	„ „ 2,—

Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.
Johannisstraße 50.

Danksagung.
Für die herzlichste Teilnahme und reiche Krangspende bei der Beerdigung meiner lieben Tochter und unierer guten Schwester **Luise**, insbesondere Herrn Hauptpastor Lindenberg für die trostreichen Worte am Sarge der Entschlafenen sagen unsern herzlichsten Dank.
L. Dedow nebst Kinder.

Zu sofort oder 1. Oktober zu verm. **Wickede-straße Parterre 3 Zimmer** mit all. Zubeh. und **Untertrave 111/112, Sinterh., Part., 4 Zimm. u. all. Zubeh.** Näh. Ziegelstr. 1f.

Zum 1. Oktober eine Wohnung
Näheres Elmwigstraße 7a.

Eine elegante Garnitur, gr. Spiegel mit Unterfaß, eichen Buffet, Ausziehtisch, Bettstellen mit oder ohne Bettzeug, Kleiderschrank, Teppich, Salonstisch, Sofa, Küchenschrank, Küchentisch Kommode, K. Spiegel, Vertikow

Jacobikirchhof 5,
Ecke Königstraße.

2 Saß schöne Ferkel hat zu verk.
H. Lange, Moti.

Beständig große Auswahl
in Ferkel. Lieferung eventl. frei Lübed.
Hof Mendori in Lübed.
(80 Zuchtsauen.)

Geschäfts-Gründung.
Gabe mit dem heutigen Tage
Kottwitzstraße 47
ein
Kolonial- und Delikatess-waren-Geschäft
eröffnet und bitte, mein Unternehmen gütig unterstützen zu wollen.
Schmuggsow G. Meiling.

M. Lahrtz, Böttcherstr. 16
Dr. Schweinefl. 1/2 Dd. 65 u. 70 Mt.
Frische dicke Flohmen 1/2 Dd. 65 -
Bestes weißes Schmalz - 70 -
Dr. gek. Mett- u. Leberw. - 70 -
Dr. Braunsch. u. Preßw. - 50 -
Kopf und Bein - 20 -

Allen Freunden und Bekannten sowie Gewerkschaften für die erwiesenen Ehrungen zu unserer Silbernen Hochzeit unsern innigsten Dank.
F. Leeke und Frau.

Schulschreibhefte

Buchhandlung u. Buchdruckerei von Friedr. Meyer & Co.

Carl Fr. Timm, Glockengießerstraße 16.
Beste und billigste
Einkauf von Lebensmitteln.

Empfehle:
Prima Napfsülze
Kinn 50 Pfg.
Oscar Keil
Schlachterein, Wurstmacher, m. elektr. Betrieb
Fernsprecher 1447
Schwartauer Al. 65, Ecke Westhoffstr.

Prima Flohmen 1/2 Dd. 60 Pfg.
Schweinefleisch.
Fetten u. mageren Speck Pfd. 80 Pfg.
Bestes Schmalz Pfd. 70 Pfg.
Leberwurst u. Gesachte Pfd. 70 Pfg.
Kopf und Bein Pfd. 20 Pfg.

Wilh. Strohsfeldt
Glockengießerstr. 73
Markthalle 13, 14 u. 15.

Uhren, Gold- u. Silberwar.
anerkannt billig bei
Ernst Gentzen
Uhrmacher,
Königsstraße 62, bei der Post

Betten, Bettfedern
u. a. **Betten-Artikel**
kaufen Sie billig und reell bei
Markt **Otto Albers** Kohlm.
4. 10.
3. B. komplette Betten von 12.50 Mt an,
Federn pr. Pfd. von 45 Pf. bis 4 Mt.
OO rote lubeca-Marken. OO

Kantine beim Retteich.
(Neuer Bahnhof)
Empfehle meiner werten Kundschaft heute Sonntag
abend frische Quackwurst.
Hans Lüth.

Getragene Arbeitstiefel u. Schuhe
kauft A. Pohl, Mariesgrube 44.
Bitte Postkarte.

Lübecker
Genossenschaftsbäckerei
E. G. m. b. H.

Ordentliche
General-Versammlung
am Donnerstag den 26. Juli
abends 8 1/2 Uhr
im Vereinshaus, Johannisstraße 50-52.

Tages-Ordnung:
1. Geschäfts- und Kassenbericht vom 2. Quartal 1906
2. Revisionsbericht des Verbandsrevisors Herrn J. Heins-Bremen.
3. Berichterstattung über den in Stettin stattgefundenen Genossenschaftstag.
4. Mitteilungen über den Bau Johannisstr. 46.
Anteilsscheine legitimieren.
Lübecker Genossenschaftsbäckerei
E. G. m. b. H.
P. Pape. J. Böger.

Arbeiter-Radsfahr.-Verein Lübed.
Gegründet 1894.

Am Sonntag den 22. Juli:
Tour nach Hamburg
Abfahrt 4 1/2 Uhr morgens vom Lindenplatz.
Der Vorstand.

Wilhelm-Theater.
Direction: L. Piorkowski.
Sonntag den 21. Juli 1906 8 Uhr.
Zum letzten Male:
Feenhände.
Aufspiel in 5 Akten von Scribe.
Schaülerbillets gültig.
Sonntag:
Drei Tage aus dem Leben eines amerikanischen Detektivs.
Vorverkauf bei F. W. Kaibel, Otto Borchert, Dreieck u. Drefalt, Sandstr.
Dügendbillets an der Theaterkasse.
Ab 9 Uhr: Schnittbillets.

Arbeiter brauchen keine Ferien.

Also hat die Chemnitzer Handelskammer auf eine Anfrage der Bremer Handelskammer in ungläublicher Ignoranz und Verlehrung der Tatsachen „beantwortet“. Es wird da zunächst festgestellt, daß im Chemnitzer Handelskammerbezirk weder von Kommunen noch von Privatbetrieben Erholungsurlaub gewährt wird. In der Regel brähe ein solcher Urlaub nur für Bureaubeamte, technische Angestellte und vereinzelt auch für Werkmeister. Und die Handelskammer findet das ganz in Ordnung. Es würde, so berichtet sie weiter, sehr schwer sein, für die Fabrikarbeiter die erforderlichen Ersparnisse zu finden und in vielen Saisonbetrieben könnten im Winter überhaupt keine Arbeiter entbeht werden. Dann aber heißt es wörtlich weiter:

„Im Uebrigen dürfte es auch viel zu weit gehen, Erholungsurlaub für die Leute einzuführen, die nur körperlich tätig sind und unter die Gesundheit nicht schädigenden Verhältnissen arbeiten. Für Beamte, die geistig tätig sind und, wie es in vielen Geschäften noch vorkommt, angestrengt tätig sein und häufig Ueberstunden arbeiten müssen, die bei ihrer Tätigkeit auch keine körperliche Ausarbeitung haben, erscheint die Erteilung von Erholungsurlaub gerechtfertigt. Für Arbeiter dagegen ist ein solcher Urlaub in der Regel nicht erforderlich. Die Beschäftigung dieser Personen ist an sich eine gesunde. Ein geistige Anstrengung kommt nicht vor, auch von körperlicher Ueberarbeitung kann man nicht reden. Soweit Handarbeit überhaupt noch zu leisten ist, erfolgt sie in ein einer Weise und in einem Tempo, die von Ueberanstrengung der Kräfte weit entfernt sind. Die sanitären Verhältnisse — Lüftung, Heizung, Beleuchtung, Trinkgelegenheiten, schnelle Hilfe bei Unfällen usw. — sind wohl ausnahmslos günstig. Die Arbeitszeit, die neuerdings in der Mehrzahl der Betriebe zur Einführung gelangt ist (von früh 7 bis mittags 12 Uhr und von 1 bis 6 Uhr nachmittags) ist zudem so bemessen, daß den Arbeitern völlig ausreichende Zeit zur Erholung und Bewegung im Freien bleibt. — Aus allen diesen Gründen hat die Chemnitzer Handelskammer die Einführung des Sommerurlaubs für Arbeiter nicht als notwendig bezeichnet.“

Welchen Arbeiter sollte nicht Empörung erfassen, wenn er solche durch die sozialen Tatsachen laut widerlegte Thesen hört, wenn er vernimmt, daß er unter Verhältnissen arbeitet, die der Gesundheit nicht schädlich sind, daß weder von geistiger noch körperlicher Anstrengung bei ihm die Rede sein kann. Es klingt, schreibt mit Recht die „Sächs. Arbeiterzeitg.“ wie ein blutiger Hohn auf die Sterbetabellen, auf die Krankheitsstatistik, die in erschreckender Weise davon zeugen, daß gerade die Gesundheit des Industriearbeiters am schärfsten zerrüttet wird und er am frühesten von den Angehörigen aller Berufsarten dem Siechtum und dem Tode verfällt. Jetzt wissen die Arbeiter, daß ihr Fabrikdirektor, daß die zahlreichen, meist sehr gut bezahlten, höheren Bureaubeamten deshalb ins Bad müssen, weil sie in ihrem mit allen möglichen Bequemlichkeiten und Komfort ausgestatteten, geräumigen Bureau in gesundheitschädigenden Verhältnissen „arbeiten“ als der Arbeiter, der in überfüllten, mit Staub geschwängerten Räumen, wo Sägen und Feilen kreischen, Maschinen jurren, allerhand Getriebe rattern, Treibriemen klatschen — kurz, wo ein nervenzerrüttender Lärm herrscht, zehn bis zwölf Stunden frondieren muß. Gewiß, das ist Hohn, blutiger, grausamer Hohn auf das Glend der heutigen Industriearbeiter. Aber es ist die Chemnitzer Handelskammer, die das den Arbeitern zu bieten gewagt hat.

Und daß man das Bedürfnis der Arbeiter nach Erholungsurlaub in solcher Weise im Chemnitzer Bezirk abfertigt, verdient noch besonders hervorgehoben zu werden. Denn dort wird das Glend der Industriearbeiter noch gesteigert durch das Wohnungs-glend. Es ist eine notorische Tatsache, daß in Chemnitz und Umgegend die Wohnungsverhältnisse am unbefriedigendsten in ganz Sachsen sind. Es ist wohl auch kein Zufall, daß Chemnitz die größte Säuglingssterblichkeit in ganz Deutschland und der Regierungsbezirk Chemnitz die höchste Mortalitätsziffer von ganz Sachsen hat. Auf 1000 Einwohner kamen 1905 in der Kreisshauptmannschaft Chemnitz 23,3 Gestorbene, in den übrigen Regierungsbezirken dagegen nur 17,3 bis 20,5. Will die Chemnitzer Handelskammer behaupten, daß es die Fabrikanten oder Fabrikdirektoren sind, die diese hohe Sterblichkeit verursacht haben? Wir würden uns gar nicht wundern, wenn sie auch noch mit solchen Behauptungen käme, denn nach ihrer letzten Leistung kann man von der Chemnitzer Handelskammer alles erwarten. Damit würde man an der Tatsache kein Fota ändern, daß die Sterblichkeitsziffer durch den Gesundheitszustand der breiten Masse bestimmt wird. Und das sind im Chemnitzer Bezirk mehr als in andern Bezirken die Industriearbeiter. Offenbar ist die erschreckend hohe Sterblichkeitsziffer gerade darauf zurückzuführen, daß im Bereiche der Chemnitzer Handelskammer die „körperlich tätigen“ Fabrikarbeiter unter ganz besonders gesundheitschädlichen Verhältnissen fronden müssen und daher der Erholung ganz besonders bedürfen.

Die kapitalistischen Argumente der Handelskammer zeigen dem Arbeiter, wie das Unternehmertum seine Lage beurteilt, was man für ihn übrig hat. Selbst der indifferenteste Arbeiter muß zur Erkenntnis seiner Klassenlage kommen, wenn er diese „Gründe“ gegen Arbeiterferien liest. So schneidend und eindringlich wie selten wird dem Arbeiter hier gezeigt, daß er sich von diesem Unternehmertum, daß sich in solcher Weise verhalten läßt, nur Zugeständnisse erlangen kann, wenn er in der Lage ist, sie anzunehmen, im Kampfe erringen zu können.

Soziales und Parteileben.

Der Lohnkampf im Buchbindereigewerbe wird weitergeführt. Mit voller Beschäftigung haben am 17. Juli in einer von 2500 Personen besuchten Versammlung die ausgeperrten im Leipziger Buchbindereigewerbe beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen den „Einigungsvertrag“ gegen 13 Stimmen abgelehnt.

Der Streit der Textilarbeiter in Braunschweig ist durch eine Einigung mit den Firmeneinhabern beigelegt worden. Nachdem die Arbeiter und Arbeiterinnen der Firma Henke u. Co. bereits vor einigen Tagen unter den gemachten Zugeständnissen nach und nach in Arbeit getreten, sind die ersten Arbeiter und Arbeiterinnen der Firma Gebrüder Sanders am Freitag voriger Woche gefolgt, und die ersten der Firma S. W. Sanders u. Söhne haben am Dienstag, den 17. Juli, die Arbeit wieder aufgenommen. Der Streit hat ungefähr fünf Monate gedauert.

Neuorganisation im 12. und im 13. Reichstagswahlkreis (Leipzig-Stadt und Leipzig-Land). Die Umwandlung der bisherigen Organisationsform in den beiden Leipziger Kreisen — entsprechend den Beschläüssen des Jenaer Parteitag und der Landtagskonferenz der sozialdemokratischen Partei Sachsens — ist nunmehr beendet. Im 12. Kreise handelte es sich in der Hauptsache nur um eine Namensänderung des früheren „Wahlvereins für den 12. sächsischen Reichstagswahlkreis“, der nun unter dem Namen „Sozialdemokratischer Verein für den 12. sächsischen Reichstagswahlkreis“ weiter besteht. Dem ist, daß der Kreis in sechs Bezirke eingeteilt worden ist, in denen je ein besonderer Vertrauensmann die inneren Geschäfte erledigt. Im 13. Kreise wurden Vereine zusammengesetzt, neue Bezirksvereine und ein besonderer Hauptverein unter dem Namen „Sozialdemo-

kratischer Verein für den 13. sächsischen Reichstagswahlkreis“ gegründet, dem alle bisher unter den verschiedensten Namen bestehenden sozialdemokratischen Ortsvereine als Bezirksvereine mit einheitlichem Statut angegliedert wurden. Im ganzen bestehen 55 Ortsvereine. Organisiert sind im 12. Wahlkreise zirka 2000 und im 13. Wahlkreise gegen 14 000 Personen.

Die Stettiner Reederei und Schiffsmakler versammeln sich am 18. Juli in der Stettiner Börse, um einen „Schiffverband“ zu gründen. In dem vertraulichen Zirkular, das zu dieser Versammlung einludet, heißt es: „Wir laden Sie hiermit zu dieser Versammlung ergebenst ein und erziehen Sie oder Ihren Herrn Vertreter dringend um pünktliches Erscheinen, da die Angelegenheit in Anbetracht der drohenden Uebergriffe des Verbandes der Stettiner Hafenarbeiter keinen weiteren Aufschub duldet und nur ein einmütiges Zusammenhalten aller Stettiner Schiffreederei, Makler und Agenten kann Aussicht auf Abwehr übertriebener und unberechtigter Ansprüche der Hafenarbeiter bieten.“ Die Bemerkung, daß die „Angelegenheit in Anbetracht der drohenden Uebergriffe des Verbandes der Stettiner Hafenarbeiter keinen weiteren Aufschub duldet“, läßt klar erkennen, wozu die Reise geht. Die „drohenden Uebergriffe“ des Hafenarbeiterverbandes, welche das Rundschreiben so wirkungsvoll zu Schaumacherzwecken auszunutzen sucht, bestehen darin, daß die Hafenarbeiter für ihre schwere und ungesunde Arbeit einen einigermaßen ausreichenden Lohn verlangen. Die Stettiner Hafenarbeiter werden auf dem Posten sein.

Vom Spigel zum Raubmörder. In Bentzen (Oberschlesien) wurde vor einigen Tagen ein Mann namens Guzaer unter der Anlage des Nordes verhaftet. Er hatte seine anderthalbjährige Stiefsohner erzwängt, und zwar aus Habguth, weil er das den Kindern seiner Frau, die er vor kurzem als Witwe geheiratet hatte, gehörende kleine Vermögen nicht anders als durch Besetzung dieser Kinder erlangen konnte. Wer aber ist dieser Raubmörder? Es ist der ehemalige Vertrauensmann der preussischen Polizei, der Spigel Guzner, auf dessen erlogene Aussage hin der vor kurzem verstorbene Genosse Franz Morawski zu zwei Jahren, Genossin Dr. Golde zu einem Jahre Gefängnis vom Landgericht Bentzen verurteilt wurden. Der Guzner brachte seinem vorgelegten Polizeizitat eines Tages ein polnisches verbotenenes Niederbuch, das er in der Buchhandlung der polnisch-sozialistischen „Gazeta Robotnicza“ gleich von beiden leitenden Personen dort, Morawski und Golde, gekauft haben wollte. Nach seiner eigenen beschworenen Aussage befohlte den Guzner der Herr Polizeirat dafür mit anderthalb Mark. Das Gericht schenkte den Versicherungen der beiden sofort in Haft genommenen Genossen, dem Guzner das Buch nicht verkauft zu haben, keinen Glauben, es glaubte vielmehr dem Ehrenmann Guzner und verurteilte die beiden Angeklagten nach monatelanger, nicht angerechneter Untersuchungshaft zu der furchtbaren Strafe, und zwar wegen angeblicher Aufwiegelung zu Gewalttätigkeiten, die man in dem Niederbuch gefunden haben wollte. Herr Guzner trieb sich seitdem im ober-schlesischen Industriebezirk umher, kam auch öfter mit den Strafgefangenen in Kontakt, bis er jetzt endlich in der Glorie des gemeinen Raubmörders vor uns steht, diese stolze Stütze des Staates!

Achtung! Aus den Kreisen des „Bundes“ wird geschrieben: Vor einigen Tagen wurde sich an die Züricher russische Unterstufungsklasse mit der Bitte um Hilfe ein angeblühender polnischer Flüchtling aus Rußland, Polen, der sich Jysal Krawusze nannte und ein gefälschtes Empfehlungs-schreiben des Warschauer Komitees des „Bundes“, in schlechtem Jüdisch und falschem Deutsch abgesetzt, mit Abdruck eines plump gefälschten Stempels „Warschauer Sozialer (!) Bund“ versehen, und ein — ebenfalls gefälschtes — Schreiben der bekanntesten Organisation an den Berliner „Vorwärts“ präsentierte, in welchem angegeben

Im Banne des Spiritismus.

Bettroman von Friedrich Thieme.

(64 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Gelehrte ließ darauf das schwarze krause Haar prägend durch die Finger gleiten, er legte die rechte Hand auf die in regelmäßigen sanften Wellen sich hebende Brust.

„Ich finde keinen Unterschied zwischen Dir und uns“, entschied er lächelnd.

„Suche ihn nicht in Bezug auf das Äußere, sondern auf das innere Wesen“, versetzte der Geist ernst.

„Wie soll ich das verstehen?“

„Erprobe die Eigenschaften, die ich vor den Sterblichen voraus habe. Meine Substanz ist die des Aethers, mein Wesen unsterblich.“

„Bekennen Sie, Herr Professor, daß ich Ihnen den rechten Weg weise“, wandte sich Mr. Low an den Gelehrten.

„Ich habe hier Vorbereitungen für die sogenannte Paraffinprobe getroffen, deren Beweiskraft eine schier untrügliche ist. Wie fordern die Erscheinung auf, ihre Hand abwechselnd in Gefäße mit geschmolzenem Paraffin und kaltem Wasser zu tauchen. Auf diese Weise bildet sich über der Hand ein harter Paraffinüberzug, der natürlich nicht von der Hand eines Menschen gezogen werden kann, ohne zu zerbrechen, da die Hand durch die enge Oeffnung beim Handgelenk hindurch muß. Gelingt es also, die so entstandene Form von der Hand abzutrennen, ohne daß sie eine Beschädigung erfährt, so muß diese Hand einem weniger materiellen Wesen angehören, als der gewöhnliche Mensch ist. Stammen Sie dem zu?“

„Wir können den Versuch machen“, wick der Professor der letzten Frage aus.

Der Spiritist holte die schon vorbereiteten Gefäße herbei, worauf er an die Erscheinung die beschlossene

Aufforderung erging. Der Geist erklärte sich sogleich bereit und tauchte die rechte Hand ohne Zögern in das Paraffingefäß.

„Biege die Finger, Geist“, rief Mr. Low in mehr gehörlichem als bitterem Tone. Die Komplikation erhöht den Wert des Experimentes, da eine so gebogene Hand weit schwerer aus der dicht anliegenden zerbrechlichen Form zu entfernen ist als eine andere.“

Willig folgte das Phänomen und seine Hand bedeckte sich bald mit einem sichtbaren Ueberzuge des in dem Gefäß enthaltenen Stoffes.

„Jetzt ist es genug“, entschied der Professor. „Nimm die Form nun von Deiner Hand, Geist, ohne sie zu beschädigen.“

Die Erscheinung senkte den Kopf in schweigender Verjahrung. Langsam und grazios zog sie, beide Hände benutzend, darauf die spinde Form von der rechten Hand, die sich, als wäre sie aus keiner festen und körperlichen Substanz gefügt, geschmeidig wie flüssiges Wachs aus der Fassung befreite. Der kleine Vorgang machte auf alle einen frappierenden Eindruck, nur der Professor schien nicht dadurch berührt.

„Ich habe mir sagen lassen“, erklärte er, daß auch ein gewöhnlicher Mensch mit einiger Geschicklichkeit die Paraffinhülle von seiner Hand abzustreifen vermag, entscheidend ist also auch die Probe nicht.“

„Aber würden Sie es wenigstens entscheidend können, wenn Sie den Leib der Erscheinung mit einer Kugel durchschießen, ohne daß die Spur einer Verletzung hervortritt?“ fragte der Amerikaner ärgerlich.

„Dieser Körper ist von Fleisch und Bein, ich habe seine Wärme durch die dünne Gewandung hindurch gefühlt; wenn er von einer Kugel getroffen wird, erleidet er alle Folgen und Schmerzen, die ein solcher Eingriff naturgemäß bedingt.“

„Und wenn es nicht geschieht?“

„Es geschieht unter allen Umständen.“

„Wohl, Sie wollen sich überzeugen“, rief Low indigniert. „Herr Baron, bringen Sie vielleicht einen Revolver?“

„Ja wohl.“

„Bringen Sie uns ihn — versehen Sie damit umzugehen, Herr Professor?“

„Weder nicht.“

„Aber abdrücken werden Sie doch können?“

„Allerdings.“

„So laden Sie ihn, Herr Baron, damit dieser Ungläubige sich eines Besseren belehre — und Sie ebenfalls — vorausgesetzt, daß Du, erhabener Geist, gewillt bist, Dich noch einmal um der Zweifel eines Sterblichen willen unseren Bitten zu fügen.“

Der Geist nickte bejahend das Haupt.

„Die Waffe ist schon geladen“, bemerkte Baron Stephan, indem er sie dem Professor, der sie zögernd nahm, übergab.

„Und auch mit scharfen Patronen?“ rief Mr. Low rasch.

„Erlauben Sie, Herr Professor, wir müssen doch erst feststellen, ob auch alles in Ordnung ist. Lassen Sie uns hinausgehen und ein paar Probeschüsse tun.“

Die beiden Männer verließen in Begleitung Stephans den Salon. Der Hausherr führte sie in eine entfernte Kammer, wo sich mehrere alte abgelegte Möbel befanden. Auf die Ruine einer Holzplatte deutend, sagte er: „Schließen Sie da hinein.“

Der Professor feuerte einen, dann noch einen Schuß ab, die Kugeln drangen tief in das Holz — kein Zweifel — die Waffe trug scharfe Ladung. Im Begriffe, das drittemal abzubrüden, hielt ihn Stephan zurück.

„Der Revolver enthält nur drei oder vier Patronen“, wandte er ein, „parieren Sie diese für Ihre Absicht auf.“

Als die drei Herren in den Salon wieder eintraten, stand das Phänomen dicht neben der Eingangstür, während die anwesende Gesellschaft es mit teils neugierigen, teils schenen Blicken verfolgte.

wird, er — Kranke — sei vor kurzem aus dem Warschauer Gefängnis befreit worden, in welchem er zusammen mit der Genossin Luzemburg interniert gewesen sei. Bei näherer Nachforschung stellte es sich heraus, daß einige Parteigenossen in Heidelberg und Basel (Dr. Waffel) ihm auf Grund seiner Empfehlungsschreiben, ungeachtet ihrer augenscheinlichen Unrechtheit, Hilfe leisteten und ihn sogar mit weiteren Empfehlungen versorgten. Aus Zürich soll er sich nach Paris begeben haben. Wie war es hierdurch alle Parteigenossen vor diesem Individuum. Seine Personalien: Wuchs ziemlich hoch, kräftig gebaut, Augen grau, Haar schwarz, rasiert. Sollte er sich irgendwohin wieder um Unterstützung wenden und seine Empfehlungsschreiben präsentieren, so bitten wir, dieselben zur Prüfung an das Ausländische Komitee des „Bundes“ laut folgender Adresse gefl. überlassen zu wollen: Imprimerie Israelite, 81 rue de Carouge St. Geneve — Suisse.

Sozialdemokratische Pressfäuler. Die „Lippiger Volksztg.“ teilt mit, daß ihr Redakteur, Genosse Lange, nach Verbüßung einer neunmonatigen Gefängnisstrafe auf Hohen in die „Freiheit“ zurückgekehrt ist. Diese drakonische Strafe wurde letzterzeit von der letzten Strafkammer unter Vorsitz des Landgerichtsrats Schmidt über ihn verhängt, weil er es gewagt hatte, an den Einrichtungen der Reichspostverwaltung Kritik zu üben. Lange hat die lange Kerkerstrafe verhältnismäßig gut überstanden. Uebrigens hat die Klassenjustiz dafür gesorgt, daß die bisher von Lange bewohnten „gastrischen“ Räume in Hohen nicht allzu lange verwaist bleiben, denn in einiger Zeit werden sie von einem anderen Redaktionskollegen Langes wieder bezogen werden.

Der Stadtrat von Mannheim auf der Retirade. Der Mannheimer Parteitag sollte bekanntlich im „Rosengarten“ stattfinden, einem der Stadt Mannheim gehörenden großen Etablissement. Am 19. Mai wurde zwischen dem Bürgermeister Martin, dem Vorsitzenden der „Rosengarten“-Kommission und dem Stadtrat Dreesbach die Zeit vom 23. bis inkl. 29. September für den Parteitag endgültig festgelegt, da, wie Bürgermeister Martin in Uebereinstimmung mit dem Oberbürgermeister sicher annahm, in dieser Woche der Besuch des badischen Großherzogs, zu dessen Ehren große Festlichkeiten geplant sind, nicht zu erwarten sei. Nun, nachdem von unseren Genossen alle Vorbereitungen für den Parteitag getroffen sind, ist nach der „Volksstimme“ vom Minister Schenkel aus Karlsruhe ein Schreiben eingetroffen, worin es heißt, der Großherzog habe beschlossen, gleich im Anschluß an die Karlsruher Festlichkeiten nach Mannheim zu kommen, das ist am 23. September; es sei aber auch nicht ausgeschlossen, daß die Hierherkunft erst im Oktober stattfinden werde. Und auf dieses Schreiben hin — die Absicht mecht ein Pferd — beschloß, wie bereits kurz mitgeteilt, der Stadtrat: Die Säle können in den Monaten September und Oktober nicht abgegeben werden. Der Beschluß wurde einstimmig angenommen, da die vier sozialdemokratischen Stadträte erklärten, daß sie an dieser Abstimmung nicht teilnehmen würden. Unsere Mannheimer Genossen werden ja ein anderes passendes Lokal ausfindig machen. Der Vorgang zeigt aber wiederum, wie wenig auf bürgerliche Besprechungen gegeben werden kann, selbst wenn sie von einem ganzen Stadtrat gemacht werden.

Aus Mail und Bern.

Aus Firtles Praxis. Der Verteidiger im Bander-Prozess zu Breslau, Justizrat Ramroth, widmete in seinem Kladober dem bekannten Untersuchungsrichter Firtle folgenden Vorberzweig: Das Voruntersuchungsverfahren unterliegt bereits der Reform. Das gegenwärtige Untersuchungsverfahren gleicht noch vielfach dem mittelalterlichen Untersuchungsverfahren. In diesem Sinne wurde die Untersuchung von Herrn Landgerichtsrat Firtle gegen die Angeklagten geführt. Ich behaupte nicht, die Untersuchung wurde von Herrn Landgerichtsrat Firtle gegen das Gesetz geführt, ich sage aber: die Untersuchung wurde geführt gegen den Geist des Gesetzes und gegen den Geist der Humanität und Menschlichkeit. Die Behandlung des Herrn Landgerichtsrats Firtle als Junge vor dem Schwurgericht, wobei er behauptete, er habe die Untersuchung tabellos geführt, hat mich in meiner Ueberzeugung, daß die Untersuchung gegen den Geist des Gesetzes und gegen den Geist der modernen Weltanschauung geführt wurde, nicht irre machen können. Bekannter hat sich an jedes Wort gehalten, was der Angeklagte vor Jahren

einmal gesagt oder geschrieben hat. Der Untersuchungsrichter hielt den Angeklagten von vornherein für überführt, ja für einen Verbrecher. Er hielt ihn für bereit, alles überführt, daß er es für überflüssig hielt, das angebotene Entlastungsmaterial zu prüfen. Ja der Untersuchungsrichter schnitt selbst dem Angeklagten die Möglichkeit ab, sich das erforderliche Entlastungsmaterial herbeizuschaffen. Wäre das nicht geschehen, dann wäre die zweite Verhaftung nicht erfolgt. Ich kann es verstehen, daß gegen den Angeklagten ein Verfahren eingeleitet wurde; ich kann es aber nicht verstehen, daß der Angeklagte und seine Frau, nachdem das Oberlandesgericht die Freilassung beschlossen hatte, nach drei Tagen von neuem verhaftet wurden. Es lag nichts weiter vor, als eine von Gehäufigkeiten strotzende Strafanzüge eines erbitterten Feindes des Angeklagten. Der Untersuchungsrichter hat aber auch dem Verteidiger des Angeklagten die größten Beschränkungen auferlegt. Der Untersuchungsrichter hat dem Verteidiger des Angeklagten sieben Monate lang jede Einsicht in die Akten verweigert und jede persönliche Aussprache mit seinem Klienten, da sie nur im Beisein des Untersuchungsrichters geschehen durfte, illusorisch gemacht. Ja der Untersuchungsrichter hat einem Mann vom Stande des Angeklagten die Selbstbefähigung entzogen, weil dem Angeklagten bei Gelegenheit des Offenbringens ein Brief seiner Ansicht nach hätte eingeschmuggelt werden können. Es hätte doch genügt, wenn der Untersuchungsrichter angeordnet hätte, bei Ueberbringung des Essens streng darauf zu achten, daß dem Angeklagten kein Brief übergeben und auch nicht hinausbefördert werde. Der Herr Untersuchungsrichter hat jeden Brief, durch den der Angeklagte sich Entlastungsmaterial verschaffen wollte, zurückgehalten. Die Voruntersuchung befreit, wie jede staatliche Institution, im öffentlichen Interesse. Prinzipien aber, wie diejenigen, unter denen diese Untersuchung geführt wurde, bedeuten eine öffentliche Gefahr. Nicht ein Bild, sondern ein Herrbild von Menschen und Verhältnissen wird dadurch erreicht! Diese Art der Voruntersuchung hat offenbar das Urteil des Herrn Staatsanwalts getrübt. Denn es ist ein wohl kaum jemals dagewesener Fall, daß der Staatsanwalt sich genötigt sieht, jetzt, nach 15monatiger Untersuchung und vierwöchiger Verhandlung, wegen 68 Betrugsfällen, die das Klagerat der ganzen Anklage bilden, die Anklage gegen den Hauptangeklagten fallen zu lassen. — Wohl bekomms, Herr Firtle!

Die Arbeitgeber-Zeitung hat einen neuen „Planberer“, dessen Aufgabe es ist, für 10 Pf. die Zeile unter dem Strich die Sozialdemokratie zu beschimpfen. Die neue Akquisition nennt sich: sagitta, auf deutsch: Der Pfeil, wohl in Erinnerung an den Vers von Geibel:

Der Zwerg, der matte Pfeile schüßt,
Er schießt, ohne recht zu zielen.

Und in der Tat, der literarische Zwerg schießt lediglich ins Blaue hinein. Er ist so unerschaffen, daß er nicht einmal den Namen unseres Blattes kennt! Den Dr. Heinrich Braun, den Held von Dresden und Mann der Meerfahrerin Lily, verwechselt er mit Genossen Dr. Adolf Braun, den früheren „Vorwärts“-Redakteur und jetzigen Leiter der „Frankfurter Tagespost“. Aber was ihm an Sachkenntnis fehlt, sucht der Reuling durch Gebrüll und gefinnungsstüchtes Schimpfen zu ersetzen. So nennt er den Genossen Reising den Eberfitt der Partei, den Schimpfproben und Schmod der Geschichtsschreiber usw. Eine edle Rasse, die in der sicheren Erwartung, daß man sie unbehelligt laufen läßt, aus dem Schimpfen ein gefährliches und einträgliches Gewerbe macht, 10 Pf. die Zeile! Die Reute laut sich an unsern Stiefeln ab; denn höher hinauf langt sie ja nicht. Das heißt sich müßig da unten.

Aus der Sammelmappe eines Richters. Der alte Kimmel hatte nach langer Militärzeit als Javalide endlich den ruhigen Platz eines Gerichtsdieners erhalten. Er widmete sich mit Behagen dem Dienst, noch mehr aber der Arbeit des Frühstücks, des Wespens. Diese Arbeit unterbrach dann angenehm ein kleines Schlässchen. Die ganze Art der Beschäftigung brachte im Laufe der Jahre mit sich, daß er etwas schwerfällig und schwerhörig wurde, ein Uebel, das, wie die bösen Referendare und Assessoren sagten, sich nur zeigte, wenn er zu irgend einem Dienste gerufen wurde. Dann hörte er zweifellos nie. Ja, diese jungen Herren wußten den Wert der Zeit und der Eile mit Weile nie recht zu schätzen. Das war immer ein Geklingel, als ob die Welt einsinken wollte. Irrendwelsche Rücksicht auf Schonung fiskalischen Eigentums am Klingelzug kannten sie nicht. So

wollte eines Tages Herr Assessor Fruchtig ein Testament aufnehmen. Natürlich kein Siegel, kein Siegelad da. Ein Kuck am Klingelzug. Einmal, dachte der alte Kimmel, ist keinmal. Zwei Jüge hintereinander. Wer wird das wohl sein? Der Herr Rat? Der Herr Amtsrichter? Da — schon wieder heftiges Sturmgeläute! Da, so eine Eile, man kann nicht einmal überlegen, wer denn klingelt hat. Der alte Kimmel schob sich langsam zur Tür des Herrn Assessors, das ganze Gericht erschütterte unter dem Sturmgeläute, ängstlich zitternd sieht das leisterende Bäuerlein im Winkel, er meint die Stoden des jüngsten Gerichts zu hören. Der alte Kimmel reckt das leisterig strahlende Gesicht zur Zimmertür hinein: „Haben der Herr Assessor geklingelt?“ „Nein, wo reden Sie denn? Hören Sie denn nicht?“ „Was — wie?“ „Ob Sie nicht hören?“ „Sitt zwei Stunden Klingelgeiß. Sind Sie taub?“ „Ich? Bewahre.“ „Stende Bummel, es fehlt Siegel und Siegelad, rasch holen sie es.“ „Was soll ich?“ Während schreit der Assessor: „Zum Donnerwetter, Siegel — Siegelad.“ Gleich darauf hört man die Kommandostimme des alten Kimmels im Vorraum rufen: „Siegel wider Siegelad Partein hier eintreten“, und nochmals „Siegel wider Siegelad.“ Dem Assessor geht vor Wut im Zimmer die Luft aus. Mit heiterem Bewußtsein der erfüllten Pflicht steckt Kimmel den Kopf herein zum Zimmer: „Herr Assessor, eine Verkümmisfrage, Siegel und Siegelad sind nicht erschienen.“

Ein Justizirrtum? Im November 1902 wurde der Fuhrknecht des Großkaufmanns Dreher zu Saargemünd auf der Landstraße nach Wustweiler erschossen und beraubt. Es gelang nicht, den Täter zu ermitteln. Im folgenden Jahre wurde ein genau gleicher Raubmord an dem neuen Krämer Weisert aus Wustweiler, der, da die Indizien sich zu einer Beweiskette schloffen, als Täter beider Raubmorde zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe vom Schwurgericht in Metz verurteilt wurde. In diesem Prozesse spielte ein Einwohner namens Rode aus Wustweiler eine Rolle, und dieser Rode ist jetzt unter dem Verdacht des Mordes verhaftet worden. Rode hatte bei der Verhandlung unter Eid ausgesagt, daß er kein Gewehr besitze und niemals auf die Jagd gegangen sei. Bei einer plötzlichen Hausdurchsuchung hat man nun bei Rode eine Jagdtasche, ein zerlegbares Gewehr, das in dem Prozeß eine große Rolle gespielt hat, und eine Anzahl Patronen gefunden, die mit denen übereinstimmen, die bei den Raubtaten verwendet wurden.

Der Selbstmord eines 14jährigen Schülers ereigt in Lippstadt (Westfalen) Aufsehen. Der Schüler hat sich, angeblich aus verletztem Ehrgefühl, das Leben genommen, nachdem er wegen irgend einer Ungehörigkeit eine Züchtigung des Lehrers über sich ergehen lassen mußte. Im „Patriot“ erklärt der Lehrer F. Reising: „Am Dienstag morgen melde ich mit ein Raube meiner Klasse, ein Schüler der 1. Knabenklasse habe etwas Ungehöriges getan, was ich hier nicht näher bezeichnen will. Pfllichtgemäß machte ich dem Klassenlehrer davon Mitteilung und wohnte der Bernehmung bei, welche aus pädagogischen Gründen außerhalb des Schulzimmers geschehen mußte. Nach Feststellung der Tatsache empfing der Schüler in meiner Gegenwart von seinem Klassenlehrer eine nach meinem Erachten durchaus angebrachte und angemessene Züchtigung. Eine Bestrafung meinerseits ist in keiner, auch nicht in der leibtesten Form erfolgt, nicht einmal eine Verwahrung. Auch die Androhung einer weiteren Strafe ist in keiner Weise geschehen, so daß ich alle gegenteiligen Gerüchte als böswillige Verleumdung bezeichnen muß.“ Darauf erklärt der Onkel des Knaben: „Der so traurig ums Leben gekommene Schüler Lorenz Koch wurde nicht einmal, sondern mehrere Male außerhalb des Schulzimmers gezüchtigt, und zwar so, daß derselbe im letzten Falle nicht mehr schreien konnte. Derselbe war durch die an ihm vollzogene Prozedur völlig erschöpft, so daß er den Heimweg nur mit Hilfe eines Mitschülers antreten und zurücklegen konnte. Was das Vorleben des p. Koch anbelangt, so stehen ihm die besten Zeugnisse sämtlicher Personen, die ihn näher gekannt haben, zur Seite und wird hierüber die demnächst stattfindende gerichtliche Verhandlung Klarheit bringen.“

Ein hübsches Inzerat hat der Bierkrieg in Eschwege gezeitigt. Ein dortiger Gastwirt zeigt im „Ech. Tgl.“ an: „Nach vielen Satzen (!) ist es mir gelungen, größere Bierlieferungen abzuschließen. Ich bin deshalb in der Lage, auch fernweh die bisherigen Preise beizubehalten usw.“

Professor Simrath stellte sich wenige Schritte von ihm entfernt auf. „Halt, Geheiß!“ rief er ernst, „wenn Du von Fleisch und Wein bist, so betenne jetzt Deinen Betrug, denn der nächste Augenblick wird ihn unschulbar ans Licht ziehen.“

Drohend erhob er den Revolver — die Erscheinung blieb schweigend stehen, dem Zweifler ohne Furcht die ganze Front ihres Körpers darbietend.

„Was — zwei —“

Das Phantom blieb unbewegt, starr.

„Drei —“

Der Gelehrte hatte es nicht über sich vermocht, den entsetzenden Schuß abzugeben. Er richtete im letzten Augenblicke das Gesicht nach einer entgegengesetzten Richtung des Salons.

„Was machen Sie? Das ist Torheit!“ bedeutete ihn der Amerikaner. „Warum zweifeln Sie an meinen Worten? Gehen Sie her.“

Und ehe jemand ihn hindern konnte, entriß er dem Gelehrten den Revolver, richtete ihn ohne Befehle gegen die Brust des Geistes — der Schuß krachte, die Damen kreischten entsetzt auf. Der Professor stürzte auf die Erscheinung zu, in der sicheren Erwartung, sie zusammenbrechen zu sehen und den Ausschrei ihres Schmerzes zu vernahmen, er hatte deutlich erkannt, daß der Spiritist den Lauf direkt gegen ihre Brust abgeschossen. Doch nichts von alledem geschah — mit verächtlichem Lächeln behauptete der Geist seinen Platz neben der Tür, das Haupt hoch erhoben, die Arme nach vorn ausgestreckt, den linken Fuß etwas vor den rechten, vorgezogen.

Simrath suchte vergebens nach einer Spur des Geschosses an ihr, und wollte eben erklären, daß sich unmöglich eine Kugel in der Patrone befinden habe konnte, als Baron Stephan, der mit ihm und einigen andern der Gesellschaft die Erscheinung umgab, verückt nach dem Türposten zeigte,

vor dem das rätselhafte Wesen stand, und ausrief: „Hier — hier ist die Kugel eingeschlagen — sie muß mitten durch die Brust gegangen sein.“

Der Professor folgte der Richtung seines ausgestreckten Fingers — kein Zweifel, die Kugel steckte in dem Posten.

Triumphierend blickte Mr. Low ihn an, dann im Kreise umher.

„Wer wagt es nun noch, an der Echtheit der Materialisation zu rütteln?“ rief er im Tone eines Siegers, den Revolver wie eine Trophäe hoch emporhaltend.

„Wer es wagt?“ „Ich!“ schrie zornig der Professor, der plötzlich die Hände des Geistes mit ehernem Griff packte und denselben gewaltig nach dem Rechte zertr. „Ich wage es — es ist alles Betrug und Humbug! Dies ist Mißhyde, darauf lasse ich mich speien! Händel mehr Licht an, und schaff mir die Sonnenbrille aus dem Alkoven herbei! Laßt beide hier zusammenstehen, und wenn Ihr es vermögt, mir beide gemeinschaftlich zu präsentieren, so will ich mit samt meiner Familie für den Rest meines Lebens dem Spiritismus huldbig!“

„Das ist zu viel!“ rief Low empört. „Lassen Sie die Erscheinung los — der Himmel ist geduldig und langmütig, aber auch furchtbar in seinem Born — Sie bringen Unheil über uns alle.“

„Das will ich probieren.“ entgegnete der Professor sarkastisch und fuhr fort, mit dem sich sträubenden Geist zu ringen. Die Erscheinung aber, in deren Antlitz jetzt eine flammende Rote aufstobte, tief wegwerfend: „Wähst Du, Sterbliche, eine Ausstrahlung höherer Regionen zu zwingen? Hier — hier — das ist Deine Gewalt!“ Und mit unglaublicher Kraft, wie sie niemand der zarten, ätherischen Gestalt zugetrant hätte, wand sie ihre Hände plötzlich aus der ehernen Umzingelung des Gelehrten los, schweberte ihn mit unwiderstehlicher Stärke von sich, und mit dem zornigen Ausruf:

„Geh hin, Wurm!“ sprang sie mit zwei flüchtigen Sähen nach der Portiere, hinter der sie wie ein Schatten verschwand.

Simrath stürzte ihr nach, aber mehrere kräftige Arme hielten ihn zurück.

„Sie treiben es zu weit“, donnerte Low ihn an, indem er ihn, von Dr. Willmar, dem Baron und Wolfert unterstützt, an dem Betreten des dunklen Raumes verhinderte.

„Lassen Sie mich“, wehrte sich der Naturforscher. „Wenn Sie mir den Eintritt verwehren, so haben Sie sich selbst gerichtet!“

„Sie haben genugsam Zeugnisse und Wunder gesehen, ich appelliere an das Urteil der Anwesenden. Meine Damen und Herren, wollen Sie gestatten, daß dieser uns alle in's Unglück stürzt?“

„Nein, nein, nein.“ schallte es durcheinander.

„Es ist alles Lug und Trug.“ schrie dagegen der Professor. „Lange genug habe ich mich auf diesen Augenblick gefreut, nur darum verstellte ich mich, und tat, als sei ich von der überzeugenden Kraft Ihrer Prästation erschüttert und gefangen, um die Gelegenheit zu erhalten, Sie desto sicherer zu entlarven! Es war Katie Hyde und kein Geist!“

„Sie haben verspielt, Herr Professor.“ erklärte da laut und heftig Baron Stephan, „auch ich habe am Anfang gezweifelt, aber die Kraft der Tatsachen hat mich befestigt.“

Noch einmal versuchte der Professor sich loszureißen, er rang förmlich mit den ihn zurückhaltenden Personen, die alle zugleich auf ihn einströmten und einschrien. Die allgemeine Verwirrung hatte sich der Gesellschaft mitgeteilt, selbst die Damen hatten ihre Sitze verlassen, alle waren um den mutigen Mann versammelt, die Baronsin von Tillo suchte ihn zu beschwichtigen, seine Frau und Tochter drangen in ihn, die Gesellschaft mit ihnen zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)